Paed.
440
(1

. Bibliothek
gensburg

Innerlichkeit
des Lebens
nicht genug

1|25/28

III. 214.1.
Paedag. 440. I
C.
L 226.

Moralische Kinderbibliothek oder die menschlichen Pflichten in Erzählungen für die erwachsnere Jugend

von

M. Friedrich Herrmann,
Konrektor am Lyceum zu Lübben.

Erster Theil.

Ueber die Bestimmung des Menschen, das Wesen und die Eigenschaften ächter Tugend, und das Geschäft der sittlichen Veredelung.

Lübben,
bei Christian Traugott Gotsch.
1802.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

I.

Tugend ist unsre Bestimmung und unser höchstes Gut.

Carleton, ein Fabrikant in der großen englischen Handelsstadt Bristol, besaß ein ansehnliches Vermögen, ohne sich dadurch zu jenen Thorheiten und Lastern verleiten zu lassen, welche so häufig die Folgen großer Reichthümer sind. Während eine Menge anderer ihn wegen der Summen, die er auf Zinsen ausleihen konnte, wegen des schönen Hauses, das er bewohnte, und wegen des kostbaren Geräths, womit seine Zimmer angefüllt waren, glücklich prieß, setzte er doch selbst sein Glück in etwas ganz anderes, in den Besitz

dreier Söhne, in denen er sich wieder aufleben sah, und die er um so inniger liebte, weil ihr Anblick ihn jedesmal an seine theure, frühzeitig gestorbene Gattin erinnerte. Wenn das Herz des Menschen einmal an etwas hängt: so scheut er auch keine Kosten, keine Mühe, um es so vollkommen als möglich zu machen, denn mit jedem neuen Vorzuge, den es erhält, wächst ja auch seine Freude, sein Glück.

Das war genau der Fall bei Carleton. Er liebte seine Söhne, er liebte sie mehr als sich selbst. Das wußten die Leute nicht, sonst würden sie sich nicht gewundert haben, warum derselbe Mann, der so eingezogen lebte, der bei seinem vielen Gelde doch nur sehr mäßige Mahlzeiten hielt, und auf dessen Tische man nur selten einen von jenen köstlichen Weinen bemerkte, welche die Engländer aus allen Ländern herbeiführen, doch in Rücksicht auf seine Söhne keine Sparsam-

keit zu kennen schien. Er kaufte ihnen alles, was einigen Nutzen für sie haben konnte, Bücher, Landkarten wurden aus den entferntesten Gegenden verschrieben, um ihre Wißbegierde zu befriedigen, und die geschicktesten Lehrer der Stadt wurden durch die reichlichsten Belohnungen ermuntert, alle Kräfte auf die Ausbildung der drei Jünglinge zu wenden.

Auch sah sich der Vater für diese Aufopferungen ziemlich belohnt. Seine Söhne galten allgemein für sehr geschickte junge Leute, und selbst alte erfahrne Männer bewunderten ihre Kenntnisse, und unterhielten sich gern mit ihnen. Das machte dem Vater so viel Freude, daß er auf etwas noch Wichtigeres zu achten vergaß, nemlich auf den Zustand ihres Herzens. Zwar ließ er es keinesweges an Ermahnungen zur Tugend fehlen, und benutzte jede Gelegenheit, die sich ihm darbot, ihnen den Werth derselben

einleuchtend zu machen, aber das war nicht genug. Sie lernten auf diese Weise die Tugend wohl aus Beschreibungen kennen, aber da man es unterließ, sie in Lagen zu bringen, wo sie sie selbst hätten ausüben müssen: so bekam ihr Herz keine Festigkeit in derselben. Sie bewunderten tugendhafte Menschen, sie nahmen sich wohl auch vor, so zu seyn wie sie, aber sie wußten nicht, daß die Ausübung der Tugend Mühe erfordert, und daß man sich um ihretwillen oft mit der größten Selbstüberwindung Dinge versagen müsse, zu welchen man sich durch die stärksten Neigungen hingezogen fühlt. Mit einem Worte, es waren allenfalls von ihnen nur leichte, wenig Anstrengung und Entsagung verlangende Tugenden zu erwarten, zu schwerern hingegen schienen sie um so weniger geneigt zu seyn, da sie die Tugend zwar als etwas, das den Menschen ziere, aber doch immer nur als eine Nebensache,

die man sich nur gelegentlich erwerben müsse, zu betrachten gewohnt waren.

Zeitig genug machte jedoch der jüngste von den drei Brüdern, Robert, eine rühmliche Ausnahme. Er war von Natur sanfter als die beiden andern, und wenn sie lärmenden Vergnügungen nachgiengen: so fühlte er sich vollkommen glücklich, wenn er im Garten seines Vaters, auf einen weichen Rasen hingestreckt, ein nützliches Buch lesen, oder die Sonne untergehen, und den Rohrteich von ihrem letzten Strale mit einem glänzenden Roth bedeckt sehen konnte. Auch er hatte von der Tugend eine Zeitlang keine andern Begriffe als seine Brüder, aber da er besonnener war als sie: so fieng er allmählich an, über seine Handlungen nachzudenken, und sie nach den Vorschriften, die ihm Vater und Lehrer ertheilten, zu prüfen. Die Einsamkeit, die er liebte, setzte ihn in den Stand, diese Prüfungen oft zu wiederholen, und je

mehr er über die Tugend nachdachte, desto mehr wurde er von ihrem hohen Werthe überzeugt. Die Schriften, welche er las, gaben ihm immer mehr Licht, und leiteten sein Nachdenken. Ernstlich nahm er sich jetzt vor, über seine Handlungen zu wachen, und sie so einzurichten, daß ihm nach Vollbringung einer jeden sein Herz zurufen könne: „so war es recht! anders konntest du nicht handeln!“ Ein glücklicher Zufall machte, daß dieser Entschluß noch mehr Festigkeit erhielt.

Er hatte so eben das Leben Howards gelesen, jenes menschenfreundlichen Engländers, der alle Länder Europens durchwanderte, und überall die Gefängnisse besuchte, bloß in der rühmlichen Absicht, sein Vermögen zur Verbesserung des Zustandes der unglücklichen Gefangenen anzuwenden, die er, mochte auch ihr Verbrechen noch so groß seyn, doch für beklagenswerthe Menschen hielt.

Robert konnte dem edlen Manne seine Bewunderung nicht versagen. Die Schilderung seines fürtreflichen Herzens hatte einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, daß er lange Zeit, wo er gieng und stand, an nichts als an Howard dachte. Auf einem Spaziergange am Hafen war er eben auch mit ihm beschäftiget, als er von einem Schiffe her, um welches sich eine Menge Menschen versammelt hatte, ein durchdringendes Geschrei vernahm.

Er nähert sich. Er hört einen Uhrhändler, den er kennt, Schimpfworte und Drohungen gegen einen Matrosen ausstoßen, der weinend vor ihm steht. Der Uhrmacher hatte ihm eine Uhr anvertraut, welche er dem Schiffskapitain hatte überbringen sollen, allein dieser, dessen Arme noch mit anderm Gepäcke beschwert gewesen waren, hatte auf dem Wege zum Schiffe das Unglück gehabt, sie auf die harten Steine des Pflasters fallen

zu lassen, wodurch sie zertrümmert worden war. Jetzt verlangte jener den Werth der Uhr von diesem. Vergebens stellte ihm der Matrose vor, daß er sie ihm zwar gern ersetzen wolle, daß er aber jetzt nicht im Stande sey, ihn zu befriedigen; vergebens bat er ihn, daß er sich so lange gedulden möchte, bis er von einer Reise nach Spanien, die er jetzt mit dem Schiffe zu thun im Begriff wäre, und auf welcher er einiges zu gewinnen hoffe, zurückgekehrt sey. Der hartherzige Mann bestand darauf, daß er sein Geld jetzt haben wolle; und als der Matrose ihn auf's neue um Nachsicht beschwor: so stieß er ihn zurück, und verließ ihn mit der Drohung, daß er ihn der Obrigkeit als einen übeln Schuldner übergeben werde, und daß er nicht eher aus dem Kerker entlassen werden sollte, als bis er den letzten Pfennig bezahlt habe.

Kaum hörte Robert vom Kerker, als sich

ihm der Gedanke aufdrängte: „hier giebt es Gelegenheit, ein zweiter Howard zu werden.“ Sein Herz klopfte hoch dabei, und plötzlich war sein Entschluß gefaßt. Er eilte nach Hause, er schüttete das von vielen Jahren her aufbewahrte Wochengeld, das er von seinem Vater erhalten hatte, aus der Sparbüchse auf den Tisch, überzählte es, und lief nach dem Hafen zurück, nicht ohne ängstlich die Frage an sich zu thun: ob es auch zu seiner Absicht hinreichen möchte?

Was für ein trauriges Schauspiel bot sich seinen staunenden Blicken dar, als er bei den Schiffen ankam! Einige Soldaten führten einen Gefangenen in ihrer Mitte; in ihm erkannte er seinen Matrosen. Ein kleiner, mit Lumpen bedeckter Knabe lief wimmernd neben ihnen her, und der unglückliche Vater hob ihn an seine Brust, ließ seine Thränen auf seine Wangen fließen, und rief mit beklommenem Herzen: „leb wohl, Karl,

leb wohl, und werde die Freude deiner bedauernswürdigen Mutter! Du siehst deinen Vater zum letzten Male! Ach, dieser Jammer wird ihn bald in's Grab stürzen." Hinterher gieng immer noch drohend und fluchend der Uhrmacher, und fühlte sich plötzlich im Gehen durch ein Weib aufgehalten, die vor ihm niederstürzte, seine Knie umfaßte, und ihm mit Blicken der Verzweiflung zurief: „Mich, mich schleppe in Deinen Kerker, aber gieb meinen Kindern ihren Vater wieder, wenn Du nicht willst, daß sie verhungern sollen!"

Vielleicht — denn wir wollen es zu seiner Ehre glauben — wäre der Harte doch noch durch diesen schrecklichen Anblick gerührt worden, wenn ihm Robert Zeit dazu gelassen hätte. Aber sein durch den Jammer, den er überall sah, zerrissenes Herz erlaubte es ihm nicht, noch länger ein unthätiger Zuschauer zu bleiben. Zitternd nahte er sich dem Uhr-

macher, seine Furcht vor ihm war so groß, daß er ihn kaum zu fragen wagte: wieviel er für die Uhr verlange? Wie freute er sich, als die Forderung kaum halb soviel betrug, als er bei sich hatte. In dem nemlichen Augenblicke zählte er ihm das Geld auf die dargebotene flache Hand, und der Matrose wurde freigelassen.

Alles drängte sich jetzt mit Mienen voll Verwunderung um den jungen Carleton her, nur der Uhrmacher schlich schweigend davon; denn böse Menschen hüten sich wohl, sich in der Nähe der Guten aufzuhalten, weil sie wissen, daß die Vergleichung, die man zwischen beiden anstellt, nicht anders als zu ihrem Nachtheile ausfallen kann. Wie groß war die Veränderung, die auf einmal vorgegangen war! Zwar lagen der Matrose und seine Frau auch zu den Füßen des guten Roberts, aber nur um Thränen der Freude zu weinen, und ihrem Erretter den heißesten

Dank darzubringen, während ihr kleiner Sohn sich an seine Hände fest hieng, und mit den Worten: „Guter Vetter! Vater wiedergegeben!“ freudig um ihn herumhüpfte. Dem selbst bis zu Thränen gerührten Robert gelang es endlich, sich ihren Segenswünschen zu entziehen, indem er von Mitleid ergriffen im Weggehen dem kleinen Karl noch ein Goldstück in die Hand drückte.

Robert hatte jetzt die Freuden des Wohlthuns und der Tugend genossen, und sie überaus angenehm gefunden. Sein Herz erweiterte sich mächtig unter dem Gedanken, einer ganzen Familie Glück und Ruhe wiedergegeben zu haben, und noch nie war er so vollkommen mit sich zufrieden gewesen als diesmal. „O, sprach er, ich hätte nicht geglaubt, daß die Ausübung einer einzigen guten Handlung so viele und so reine Freuden nach sich ziehen würde! Wahrhaftig, so wohl befand ich mich bei keinem Vergnügen,

das ich mit meinen Brüdern genoß, und doch war dabei zuweilen alles, was die Natur und die Kunst hervorgebracht haben, um des Menschen Gemüth zu erfreuen. Wenn dies schon eine einzige tugendhafte Handlung bewirken kann, wie wünschenswerth muß dann nicht ein Leben seyn, das ganz der Tugend gewidmet ist! O Howard, wie sehr beneide ich dich. Ich habe eine beträchtliche Anzahl Menschen von einem großen Elende gerettet, und es kömmt mir vor, als wenn ich ein Gott im kleinen wäre. Wie edel und liebenswürdig muß nun nicht ein Mensch seyn, der sein ganzes Leben darauf verwendete, sich im Guten zu vervollkommnen, und das Wohl seiner Mitbrüder zu befördern! Er müßte Gott schon hier einigermaßen, und da er unsterblich ist, in einer andern Welt noch mehr ähnlich werden."

Er nahm sich fester als je vor, sein Herz der Tugend zu widmen, und je eifriger er

derselben jetzt anhieng, desto mehr wurde er von ihrem Werthe überzeugt.

Alle drei Brüder hatten jetzt die Jahre erreicht, wo es nöthig war, ernstlicher auf die Lebensart, welche sie in Zukunft wählen wollten, zu denken. Der Vater stellte ihnen dieses vor, und setzte hinzu, sie sollten sich reiflich überlegen und ihre Neigung zu Rathe ziehen, was sie in Zukunft treiben wollten. Als sie allein waren, so sagte William, der älteste:

„Wir werden uns nicht lange besinnen dürfen. Das flüchtigste Nachdenken kann uns lehren, daß die unzählichen Güter, die wir auf der Erde finden, nicht umsonst da sind. Wir sollen sie genießen, wir sollen glücklich seyn. Unser Glück also ist's, für welches wir arbeiten, und das wir, so lange wir leben, nicht aus den Augen lassen müssen. Da aber jeder andere Neigungen hat: so kömmt es nur darauf an, worin wir un=

ser Glück suchen, ob in der großen Welt oder in der Einsamkeit, ob in der Thätigkeit oder in der Ruhe. Die Erwerbung dieses Glücks ist unsre Bestimmung durch's ganze Leben, die Art aber, auf welche wir es zu erlangen suchen, ist das, was man Lebensart nennt. Der Kaufmann, der Handwerker, der Soldat, der Landbauer sind in ihrer Lebensart sehr verschieden, weil jeder seine besondern Neigungen hat, aber jeder weiß von der seinigen, daß sie ihn zu der Art von Glück führt, dessen er theilhaft werden will."

„Du hast Recht, sprach Georg, der zweite von den Brüdern. Und wir dürfen also über die Wahl unsrer Lebensart nicht in Verlegenheit seyn. Wir dürfen nur unsre Neigungen befragen; das Glück, das uns diese anrathen, ist unsre Bestimmung. Was wirst Du also zu Deiner Bestimmung machen, William?"

William. Von jeher schien es mir das

höchste Glück, sich unter den Menschen auszuzeichnen und ihre Augen auf sich zu ziehen. Denke nur, wie glücklich müssen sich Alexander, Julius Cäsar und Belisares *) gefühlt haben, als ihre Namen von allen mit Bewunderung genennt wurden! Nach ihnen will ich mich richten. Meine Bestimmung ist Ehre, und ich hoffe, sie als Soldat zu erreichen.

Georg. Und was hatten die Männer, die Du da nanntest, am Ende von ihrer

*) Alexander, der berühmte König von Macedonien, dessen Siege über den Darius der großen persischen Monarchie ein Ende machten, starb im Laufe seiner Thaten zu Babylon, wahrscheinlich an Gift. Julius Cäsar wurde, nachdem er sich zum Oberherrn des römischen Staats gemacht hatte, ermordet. Belisares, General des griechischen Kaisers Justinian, wurde, nachdem er sich durch seine Thaten großen Ruhm erworben hatte, gestürzt, und mit Undank belohnt.

Ehre? Wurden sie nicht gerade, da sie am meisten eingeerndtet hatten und also erst anfangen wollten recht glücklich zu seyn, ermordet oder gestürzt? — Nein, das wäre mein Leben nicht! Man arbeitet eine lange Reihe von Jahren hindurch für eine Sache, die im Grunde bloß erträumt ist, und zuletzt, wenn alles nach Wünschen gegangen ist, hat man in dem Neide seiner Nebenmenschen den unversöhnlichsten Feind.

William. Ich bin begierig zu hören, was Du zu Deiner Bestimmung machen wirst.

Georg. Reichthum ist sicherer als Deine Ehre. Auch sind volle Goldkästen kein eingebildetes, sondern ein wirkliches Gut. Der Zweck, den ich unablässig verfolgen werde, ist, so reich als möglich zu werden, und ich denke, wenn ich mich auf den Handel lege: so soll es mir nicht an Gelegenheit dazu fehlen.

William. Närrchen, hast Du denn mit Deinem Reichthum etwas vor meiner Ehre voraus? Können nicht Diebe Dir ihn stehlen? Kann Dein Schiff nicht untergehen? Kann Deine Habe nicht ein Raub der Flammen werden?

Beide Brüder stritten mit ziemlicher Heftigkeit, wer von ihnen die glücklichste Wahl getroffen habe. Verdrießlich über die Widersprüche seines Bruders, wendete sich William endlich an Robert, der stumm in einiger Entfernung gestanden und dem Streite zugehört hatte. „Welche von unsern Wahlen, fragte er ihn, gefällt Dir denn am meisten, Robert?“

Robert. Keine.

William. Das klingt weder für den einen, noch für den andern trostreich. — Zeige doch Deine Gründe.

Georg. (spöttisch) Nun gut! Da wer-

den wir wieder einmal den weisen Sittenprediger hören!

Robert. Wenn dieser Dir so verhaßt ist, Georg, so kann er schweigen.

William. Rede, Bruder, und kehre Dich an nichts!

Robert. Ich kann unmöglich glauben, daß wir nur auf der Erde seyn sollten, um Ehre und Reichthum zu erwerben. Diese Güter hängen nicht ganz von uns, sondern vom Zufalle ab, und unsre Mühe, sie zu erringen, ist oft vergeblich. Nicht selten bleibt der, welcher eine Reihe rühmlicher Handlungen begangen hat, unbemerkt, während ein anderer, der sich weder von Seiten seines Kopfs noch seines Herzens empfiehlt, bloß wegen seiner vornehmen Geburt, oder wegen des Amtes, das er bekleidet, geehrt ist. Oft treten Umstände ein, die auch den erwerbfleißigsten Mann um die Früchte seiner Bemühungen bringen und seine Hoffnun-

gen auf Reichthum vernichten. Gesetzt aber auch, man wäre so glücklich, diese beiden Güter zu erlangen: so habt ihr doch schon selbst bemerkt, wie vergänglich beide sind. Das Beispiel des Alexander, der mitten im Genusse seines Ruhms ermordet wurde, und das Beispiel des Krösus *), der seine großen Schätze nur für einen fremden Eroberer ge-

*) Der reiche König von Lydien Krösus war sehr verwundert, als ihn der weise Solon nicht, wie er erwartet hatte, für den glücklichsten Mann auf der Erde hielt. Erst späterhin, da er schon auf dem Scheiterhaufen stand, auf welchem ihn sein Ueberwinder, der persische König Cyrus, verbrennen lassen wollte, sah er es ein, daß Reichthum nicht das Glück des Lebens ausmache, und rief, indem er sich schmerzlich an den Solon erinnerte, seinen Namen einige Male laut aus. Cyrus, der bald die Ursache davon erfuhr, schenkte ihm, von seinem Zustande gerührt, das Leben.

sammelt hatte, mögen euch hiervon noch lebendiger überzeugen. Und wenn uns auch keine so widrigen Schicksale treffen: so erwartet uns doch am Ende der Tod, und da uns nun diese mühsam errungenen Güter in dem zweiten Leben nichts nützen, da wir sie vielmehr alle zurücklassen müssen: so folgt, daß wir uns das ganze Leben auf dieser Welt hindurch um Dinge bemüht haben, die wir zuletzt nicht einmal brauchen können.

William. Wenn wir uns aber nicht um solche Dinge bemühen dürfen, um was sollen wir uns da am Ende noch bemühen?

Robert. Um Tugend. Sie kann uns von niemand entrissen werden, weder die großen Schrecknisse in der Natur, noch der Haß und die Verfolgung unserer Nebenmenschen können uns um dieselbe bringen. Sie ist das einzige, was uns im Tode übrig bleibt, und was wir mit uns in jenes Leben hinüber nehmen, um es unaufhörlich zu ver-

mehren. Sie allein kann uns die Leiden des Lebens versüßen, und uns im Schmerze trösten. Ich möchte nichts anders als Tugend für meine Bestimmung halten.

Georg. Und Deine Lebensart, wenn man fragen darf?

Robert. Mag am Ende seyn, was für eine sie will. Wenigsteps werd' ich bei der Wahl derselben in keiner großen Verlegenheit seyn, denn ich sehe in meiner künftigen Lebensart nicht sowohl ein Mittel, mich so glücklich zu machen als es möglich ist, als vielmehr den Weg, auf welchem ich meinen Nebenmenschen so nützlich werden kann, als es meine Kräfte erlauben.

Georg. Wenn wir nur für Andere leben sollten: so würden wir sehr zu kurz kommen. Ein jeder ist sich selbst der nächste.

Robert. Das heißt nur soviel: ich soll mich nicht selbst zu sehr darunter leiden lassen, wenn ich das Wohl des Andern beför=

dere, weil ich mich sonst der Mittel berauben würde, meinen Nebenmenschen in Zukunft Gutes zu thun. Wenn Du aber damit sagen willst, ich soll unbekümmert um das Glück anderer seyn, ja wohl gar mit Störung desselben mein eigenes gründen, so hast Du Ursache, vor diesem Grundsatze zu schaudern, denn er hebt alle Tugend auf.

Die Vorstellungen Roberts hatten auf das Herz seiner Brüder keine andere Wirkung, als daß sie darüber lächelten. Beide folgten jetzt ihrer Neigung. William gieng nach Portugal, wo er Verwandte von Ansehen hatte, die ihm zu seinem Glücke behülflich seyn sollten. Hier ward er Soldat, und da er ziemliche Kenntnisse besaß, die in diesem Königreiche, weil sie nicht sehr häufig sind, geschätzt werden: so wurde er bald ausgezeichnet und zu höhern Stellen befördert. Georg hingegen erlernte bei einem Kaufmann in seiner Vaterstadt den Handel,

der ihn einst bereichern sollte. Der gute Robert blieb noch eine Zeitlang im Hause seines Vaters, und suchte nicht nur seine Kenntnisse zu vermehren, sondern arbeitete auch unablässig an der Veredelung seines Herzens. Er fuhr fort, die Schriften weiser Männer zu lesen, er dachte über das Gelesne nach, er prüfte sich selbst, ob er wohl so gut sey wie dieser oder jener Lehrer der Tugend in seinen Schriften es verlange, und wie viel ihm noch fehle; er beobachtete seine Fehler sorgfältig, und suchte sie mit jedem Tage zu vermindern; er ergriff jede Gelegenheit, die sich ihm darbot, Gutes zu thun, und würde, wie der edle Kaiser Titus, den Tag für verloren gehalten haben, an welchem er nicht seinen Nebenmenschen auf irgend eine Weise nützlich gewesen wäre.

Um die Menschen und ihre Tugenden und Schwächen noch besser kennen zu lernen, beschloß er, als er sein zwanzigstes Jahr zu-

rückgelegt hatte, auf Reisen zu gehen. Er durchstrich nicht nur sein Vaterland, sondern auch Frankreich, Deutschland und Italien, und reiste mit Nutzen. Ueberall besah er die Wunder, welche der anhaltende Fleiß des Menschen hervorzubringen vermag, die trefflichen Anstalten, die durch seine Tugend entstehen und fortdauern. Gern vergaß er bei diesem herzerhebenden Anblicke die Fehler, welche er bemerkte, und ob er gleich nicht selten selbst dabei litt, so konnte das doch seine Liebe zu den Menschen nicht vermindern, vielmehr wurde durch die zahlreichen Spuren des Guten, die er überall fand, seine Tugend noch mehr aufgemuntert. „Es wird alles gut werden, sprach er, wenn nur die Menschen über ihr wahres Beste recht aufgeklärt seyn werden. Auch an mir soll die Tugend in der Welt einen Beförderer und Vermehrer finden!“

Er war in dem entferntesten Italien, als ein Brief von Georg ihm meldete, daß sein guter Vater gestorben sey. Sein Kummer darüber war ohne Grenzen. Ach wie sehr wünschte er, in den letzten Augenblicken desselben gegenwärtig gewesen zu seyn und den Segen des Sterbenden empfangen zu haben! Was ihn am meisten kränkte, war, daß dieser Todesfall sich schon fast vor einem halben Jahre ereignet hatte, und er war unwillig auf seinen Bruder, daß dieser ihn hierin so lange in einer gänzlichen Unwissenheit gelassen hatte. Georg hatte seinen Brief mit den Worten geschlossen: „wegen der Erbschaftsangelegenheiten mußt Du eilen, zu uns zu kommen.“ Robert gieng zwar jetzt wirklich in sein Vaterland zurück, aber es geschah nicht so eilig, als man es verlangte. Das Geld, das ihm zufallen sollte, hatte wenig Reiz für ihn; nur dann, wenn er gewußt hätte, seinen Vater noch am Leben zu fin-

den, würde er jeden Verzug für ein Verbrechen gehalten haben.

Er merkte nach seiner Ankunft in Bristol, daß die Sachen für ihn sehr schlimm standen. Georg war sehr unbrüderlich mit ihm umgegangen, und bloß seiner Habsucht gefolgt. Er hatte ihn absichtlich von dem Tode des Vaters so spät unterrichtet, um während seiner Abwesenheit zugleich mit William, der aus Portugal angekommen war, den größten Theil des Geldes und der Güter, die in der Erbschaft ihm zufallen mußten, an sich zu bringen. Die Mittel, deren sich Beide bedient hatten, um sowohl den armen Robert, als auch die Obrigkeit zu hintergehen, waren so boshaft, daß sie dadurch deutlich zeigten, wie wenig Achtung vor der Tugend sie hatten. Robert war weit weniger darüber bekümmert, daß er sein Vermögen verloren hatte, als daß seine Brüder so verblendet seyn, und um eines kleinen Vortheils willen

der Tugend hatten entsagen können, ohne welche doch der Mensch des Namens, den er führt, ganz unwürdig ist.

Er traf zwar seine Brüder nicht mehr in Bristol, indem William nach Portugal zurückgegangen, Georg aber ebenfalls aus der Stadt verschwunden war, ohne daß man seinen gegenwärtigen Aufenthalt gewußt hätte, allein wenn sie auch vor seinen Augen gewesen wären, er hätte ihnen doch keine Vorwürfe machen können. „Es ist mir noch genug übrig, sprach er, um anständig leben zu können, und Ueberfluß ist sehr entbehrlich. Wenn ich meine Brüder vor der Obrigkeit verklagen und ihr Verfahren öffentlich schildern wollte: so würde ich mir zwar zu meinem Rechte verhelfen, aber ihr Herz würde dadurch nur gegen mich erbittert werden, und in der Absicht, sich an mir zu rächen, würden sie sich nur noch mehr von der Tugend entfernen. Nein, ich mag das Ver-

brechen, zwey Menschen boshaft und rachsüchtig gemacht zu haben, nicht auf mich laden. Ihr eignes Herz mag sie beschämen, und wenn das nicht ist: so sind sie Unglückliche, die ich bedauern muß, weil verderbliche Liebe zu Reichthum und Ehrsucht selbst das Gefühl für Recht und Unrecht in ihnen vertilgt haben."

So dachte, so handelte der tugendhafte Robert. Er raffte jetzt die Ueberreste seines Vermögens zusammen, und fand sie noch ansehnlich genug, um sich nicht nur ein kleines Landgut zu kaufen, sondern auch, wenn er sparsam lebte, von Zeit zu Zeit etwas zur Beförderung des Wohls unter den Menschen beitragen zu können. Seine vornehmste Sorge war jetzt, eine gute ihm gleichgesinnte Gattin zu suchen, und er fand sie. Während diese nun die Haushaltung besorgte, führte er die Aufsicht über die Arbeiten auf dem Felde, ja er schämte sich nicht, manche

dieser Arbeiten, weil er sie für vorzüglich wichtig hielt, selbst zu verrichten, und hatte bald das Vergnügen zu sehen, daß sich der Ertrag seiner Ländereien, die von dem vorigen Besitzer vernachlässiget worden waren, verdoppelte. Wenn er dann am Abend nach Hause kam: so versammelten sich unter der großen Linde vor seinem Hause eine Anzahl von Landleuten, die sein gutes Weib mit einem Glase Cider *) bewirthete, und er suchte ihnen durch guten Rath und durch Mittheilung brauchbarer Kenntnisse nützlich zu werden. Er ward ihr Lehrer im Gespräch, er ward es durch sein Beispiel. Sehr bald wurden diese Leute inne, daß die Verbesserungen, die Robert in seiner Wirthschaft ein-

*) Cider ist Wein, der aus Aepfeln gewonnen wird. Er ist in England sehr beliebt. Auch in Deutschland könnten sich Hausväter dieses unschädliche Getränk bereiten — was bis jetzt nur in einigen Gegenden am Rhein geschieht.

geführt hatte, und deren Möglichkeit ihnen vorher nicht einmal eingefallen war, ihm große Vortheile brachten, und sie entschlossen sich, sie nachzuahmen. Das vermehrte ihren Wohlstand gar sehr, und binnen zehn Jahren war das Dorf Wattmill das wohlhabendste in der ganzen umliegenden Gegend. Mit dankbarem Herzen verehrten aber auch dafür die Einwohner den Stifter ihres Glücks, den edeln Robert; sie liebten ihn wie ihren Vater; bei ihren Hochzeiten und Erndtefesten mußte er mit seiner Gattin obenan sitzen, und keine Hausmutter buk einen Kuchen, wovon sie nicht Carletons das erste Stück zugeschickt hätte.

Robert fühlte sich zu glücklich in ihrer Liebe, als daß er es bei dem, was er bereits für sie gethan hatte, hätte sollen bewenden lassen. Es lag ein großer unbebauter Platz vor dem Dorfe. Er kaufte ihn von der Gemeinde, machte ihn mit großen Kosten ur-

bar, theilte ihn in Felder ab, und schenkte diese dann vier armen Hausvätern, die nun mit ihren Familien an der allgemeinen Freude Theil nehmen konnten. Er gründete eine Schule, versah sie mit einigen guten, verständigen Lehrern, besuchte sie oft selbst, und ermunterte die Kinder auf alle Weise zu einer nützlichen Thätigkeit. Er kaufte für sein Geld Spinnmaschinen, und vertheilte sie unter die Mütter und Töchter, damit sie im Winter, wo man nicht auf dem Felde arbeiten kann, zu Hause etwas zu thun hätten, was ihnen Gewinn brächte. Es waren unter den Landleuten einige, die den Trunk und das Spiel liebten; Robert zeigte ihnen mit Sanftheit die Nachtheile ihrer Lebensart, und ob sie gleich anfänglich wenig auf seine Vorstellungen zu achten schienen, so machte doch die öftere Wiederholung derselben, daß diese Laster endlich ganz ausgerottet wurden. Die Prozesse waren ehemals in Wattmill sehr

häufig gewesen; seit Robert sich hier niedergelassen hatte, verbitterten sich die Einwohner das Leben nicht mehr durch Unfrieden, und wenn ja einmal etwas vorfiel, das ihre Gemüther gegen einander erbitterte, so söhnten sie sich durch Roberts Vermittelung bald wieder mit einander aus. Auch von dem ehemals so häufigen Fluchen fand man zuletzt keine Spur mehr, und wenn man Gott in einer allgemeinen Noth anrufen, oder ihm für die erwiesenen Wohlthaten danken wollte, so fehlte nicht leicht jemand in der Kirche, denn Roberts Beispiel stimmte alle Herzen zur Andacht.

Während aus allen Theilen Englands Klagen über die schlechte Aufführung des Gesindes erhoben wurden, konnte man doch in Wattmill nicht in dieselben einstimmen, denn die Einwohner hatten von Robert die Kunst gelernt, sich durch Herablassung das Zutrauen ihrer Untergebenen zu erwerben, und

durch Sanftmuth und Wohlwollen ihre Fehler zu verbessern. Die Wittwen und Waisen sahen sich nicht mehr dem Hunger und Elende Preis gegeben, denn Robert hatte in einem Jahre, in welchem seine Erndte vorzüglich gut ausgefallen war, einen Theil seines Gewinns angewendet, ihnen eine lebenslängliche Unterstützung zu sichern. Er eilte in die Hütten, wo Kranke waren, er tröstete sie, er schickte ihnen seinen Arzt zu, und theilte die heilsamsten Arzneimittel oft unentgeldlich aus. Gegen einen reißenden Strom, der nahe am Dorfe floß, hatten die Einwohner auf Roberts Geheiß Dämme errichtet, und sie sahen nun zu ihrem Vergnügen ihre Aecker nicht mehr von seinen Fluten überschwemmt. Mit dem Feuer hatten sie von ihm vorsichtig umgehen gelernt, und da einmal der Blitz ein Haus zündete: so machte die fürtrefliche Feuerordnung, deren Urheber er war, daß der Brand ge-

löscht wurde, noch ehe er völlig zum Ausbruche kam.

Alles im Dorfe schien Freude zu athmen, und in Roberts Hause selbst sah man nichts als frohe Gesichter, denn er war ein guter Gatte, ein zärtlicher, liebevoller Vater. Diese Freude anderer war es, die Robert gern hervorbringen wollte, und der Gedanke, daß es ihm einigermaßen gelungen sey, und daß er mit Wissen keine seiner Pflichten unerfüllt lasse, erfüllte ihn selbst mit einem unbeschreiblichen Entzücken, und machte, daß er die kleinen Leiden, von denen im menschlichen Leben auch der Glücklichste nicht verschont bleibt, mit Gelassenheit ertrug. Robert hatte sich nicht um Glück bemühen wollen; das einzige, wornach er strebte, war Tugend, aber seine sittliche Güte zog, ohne daß er es wollte und wußte, sein Glück nach sich.

Sein Bruder Georg hatte, wie wir wis-

sen, eine ganz andere Lebensweise eingeschlagen. Er hatte sich, weil er sich vor seinem Bruder wenn auch nicht zu fürchten, doch zu schämen Ursache zu haben glaubte, nach Liverpool begeben, einer großen Handelsstadt, deren Kaufleute die größten Sklavenhändler in England sind. Die Ueberzeugung, daß bei dem Verkaufe der Sklaven viel zu gewinnen sey, machte, daß er sehr bald an diesem schändlichen Gewerbe, wobei ein Mensch das Recht zu haben glaubt, den andern, der doch ein Kind desselben Vaters ist und dieselben hohen Anlagen hat, wie ein Stück Vieh zu Markte zu führen, Theil nahm. Er rüstete ein Schiff aus, gieng selbst an Bord desselben, segelte nach Guinea *), brachte hier

*) Guinea ist ein Theil der Westküste von Afrika, wo die Europäer die meisten Negersklaven kaufen. Die Schiffe, welche sich mit dem Sklavenhandel beschäftigen, heißen daher auch Guineafahrer.

eine große Anzahl Neger theils mit List, theils mit Gewalt an sich, schiffte sie dann nach den englischen Zuckerinseln *), und erlaubte sich unterwegs alle die schrecklichen Grausamkeiten gegen sie, die man in unsern Tagen in England durch Gesetze zu hindern gesucht hat, die aber so unaufhaltsam aus dem Sklavenhandel herfließen, daß sie nur dann ganz aufhören werden, wenn dieser abscheuliche Handel selbst aufhört **).

*) So nennt man die Westindischen Inseln, die sonst auch Antillen heißen, weil sie den Zucker, den die Europäer brauchen, zum größten Theile liefern. Die größte Englische Zuckerinsel ist Jamaika.

**) Die hier erzählten Grausamkeiten werden mehr oder weniger auf allen Sklavenschiffen ausgeübt. Für Kinder, die das Elend der Neger in ihrer ganzen Größe kennen lernen wollen, eignet sich das Buch: rührende Erzählungen von den Sitten und Schicksalen der Negersklaven.

Der erste Gewinn, welchen er nach England zurückbrachte, war so ansehnlich, daß er dadurch gereizt wurde, im nächsten Jahre eine neue Reise nach Guinea zu machen, und da diese nicht minder glücklich war, so wurde der Sklavenhandel sein gewöhnliches Geschäft. Binnen zwanzig Jahren entriß er viele tausend Neger ihrem Vaterlande und den Armen ihrer Eltern und Freunde, um sie in einem fernen Welttheile ins härteste Unglück zu stürzen, das den Menschen auf der weiten Erde nur immer treffen kann. Viele hundert von ihnen hatte der Gram getödtet, eine große Anzahl hatte in der Verzweiflung ihr Leben durch Selbstmord geendet, eine noch größere wankte, von den Geißelhieben ihrer Unterdrücker zerfleischt, von allzuharter Arbeit zu Grunde gerichtet, und vom ungewohnten Klima aufgerieben, wie Gerippe in den Pflanzungen Westindiens umher; aber den hartherzigen Georg, der

nur nach Gold und Silber dürstete, rührte dieses Elend nicht. Er war taub gegen die Bitten der Unglücklichen, die in sein Schiff zusammengepreßt waren, er ließ ihnen die Peitsche geben, wenn sie ihn allzulaut erinnerten, daß sie seine Mitbrüder wären; sein schändlicher Geiz gieng so weit, daß er selbst ihre Nahrungsmittel verfälschte, und unter das Maniokmehl *), welches ihnen nach ihrer Ankunft in Westindien gereicht wurde, Sägespäne mischte. Wenn er sah, daß ein Neger von einer Krankheit befallen war, die sein Aufkommen zweifelhaft machte, so ließ er ihn noch lebendig über Bord werfen **), um die Mühe und Kosten, welche sein Zustand erforderte, zu ersparen. Wenn ein

*) Maniok ist eine Wurzel, deren Mehl (Kassave) den Sägespänen gleicht, und woraus auf den westindischen Inseln Brodt bereitet wird.

**) D. i. in's Meer werfen.

Sklave wegen irgend eines Fehlers, den er an sich hatte, keinen Käufer fand, so war er wüthend gegen ihn, und mißhandelte ihn so lange, bis er entweder unter den Geißelhieben, oder vor Jammer über sein Elend seinen Geist aufgab.

Georg kannte in der weiten Schöpfung niemand als sich; nur für sich scharrte er zusammen, und fragte nichts darnach, wie viel tausend Andere er bei der Gründung seines Lebensglücks um das Ihrige gebracht hatte. Er war nach einer Reihe von Jahren Herr eines unermeßlichen Vermögens geworden, und im Genusse desselben glaubte er des Fluches lachen zu können, welchen die große Anzahl derer, die er elend gemacht hatte, über ihn aussprachen.

Jetzt beschloß er, die Früchte seiner langen Thätigkeit in einer größern Ruhe, als ihm bei seinen jährlichen Reisen möglich gewesen war, zu genießen. Er kaufte sich auf

der Insel Jamaika zwei große Zuckerpflanzungen, auf denen sich mehr als anderthalb tausend Sklaven befanden *). Man kann leicht denken, daß diese einen sehr harten Herrn in ihm fanden. Das Geld, was ihm nach dem Kaufe noch übrig blieb, legte er in eine Handlung in London. Der Ertrag seiner Pflanzungen, den alle Jahre englische Schiffe abholten, und die Zinsen, die er von seinen ausgeliehenen Kapitalien erhielt, setzten ihn bei seiner mäßigen Lebensart in den Stand, neue große Summen zu sammeln,

*) Die Zuckerinseln sind in einzelne Pflanzungen (Plantagen) vertheilt, von denen jede eine gewisse Zahl Neger hat, die nie unter 200 ist, zuweilen aber über 1000 steigt, um die schweren Arbeiten, die das Pflanzen, Jäten, Erndten und Bereiten des Zuckers und der andern westindischen Produkte (des Kaffee's, Rums, Ingwers, englischen Gewürzes und der Baumwolle) erfordert, zu verrichten.

und er galt allgemein für den reichsten Pflanzer auf Jamaika. Dennoch wurden Nothleidende, die vor seiner Thür um ein Almosen baten, hart abgewiesen, und wenn die Einwohner der Insel ohne Widerrede zu einer Anstalt, die zum Nutzen Aller getroffen werden sollte, Beiträge gaben: so schloß Georg allein sich aus. Er kam nicht eher in Gesellschaft, als wenn er Geld verdienen sollte; er suchte keinen Freund, weil er fürchtete, er werde ihm von Zeit zu Zeit Aufopferungen machen müssen; sein mürrisches Gesicht wurde nicht eher heiter, als wenn man ihm unter vortheilhaften Bedingungen seine Zuckererndte abkaufte. Auch jetzt lebte er blos sich selbst und seinem Reichthume; nur zwischen seinen vollen Kästen fand er Vergnügen, und sein Stolz, seine Härte nahmen in eben dem Maaße zu, als diese sich vermehrten.

Das Glück, welches ihn in allen seinen

Unternehmungen begleitet hatte, fieng endlich an, ihn zu verlassen. Der Kaufmann in London, welchem er einen beträchtlichen Theil seines Vermögens anvertraut hatte, starb, und man fand nach seinem Tode seine Kassen so erschöpft, daß die zahlreichen Gläubiger für jedes hundert Thaler, welches sie ihm geliehen hatten, nur zwanzig zurückgezahlt erhielten. Ein harter Schlag für den geizigen Georg! Bald darauf brannten auf der einen seiner Pflanzungen die Zuckermühle *) und alle Wirthschaftsgebäude nieder; einer jener fürchterlichen Stürme, von denen die westindischen Inseln so häufig heimgesucht werden, entwurzelte all sein Zuckerrohr, und brachte ihn um die ganze diesjährige Erndte;

*) Zuckermühlen — in denen der Saft aus dem Zuckerrohre gepreßt wird, um nachher gekocht zu werden. Sie werden vom Wasser, oder auch, da viele Zuckerinseln ganz ohne Flüsse und Bäche sind, vom Winde getrieben.

eine ansteckende Krankheit verbreitete sich unter seine Neger, raffte mehr als die Hälfte derselben weg, und verursachte, daß die nothwendigsten Geschäfte aus Mangel an Arbeitern liegen bleiben mußten.

Alle diese Unfälle verursachten Georg einen sehr empfindlichen Schaden, der nur erst nach mehrern Jahren ersetzt werden konnte. Nach mehrern Jahren? — dies dauerte dem mißmuthigen und habsüchtigen Georg viel zu lange. Er wollte das Verlorne auf einmal wieder gewinnen, um dann gemächlich weiter sammeln zu können, und gerieth auf den Einfall, den Spaniern in dem benachbarten Mexiko heimlich und gegen den Willen ihres Königs solche Waaren zuzuführen, nach denen sie ein großes Verlangen haben, mit einem Worte, er nahm sich vor, Schleichhandel *)

*) Zuweilen findet ein Staat es für gut, andern Völkern die Einfuhr ihrer Natur- und Kunstprodukte in seine Provinzen zu verbie-

zu treiben. Nie gewohnt zu fragen, ob seine Handlungen auch tugendhaft waren, wenn sie ihn nur bereichern konnten, sah er auch diesmal nicht, wie unedel es war, die Gesetze zu verletzen, auf welche ein ganzer Staat sein Wohlseyn gründete, und seine Haabsucht war gegen die Gefahren blind, welche ein Unternehmen dieser Art begleiteten.

Er nahm alles, was er noch an baarem Gelde vorräthig hatte, und verwendete es theils auf die Ausrüstung eines Schiffes, theils auf den Ankauf solcher Waaren, wo-

ten. So erlaubt es der König von Spanien niemand, europäische Waaren in das ihm unterworfene Mexiko zu führen, als seinen europäischen Unterthanen selbst, weil es gerechter ist, diesen den damit verbundenen Gewinn zu lassen, als andern. Wagt es dennoch ein anderes Volk, dahin zu handeln: so ist das Schleichhandel, der zwar gewinnvoll, aber gefährlich, und mit den Grundsätzen der Redlichkeit nicht vereinbar ist.

mit er es befrachten wollte, weil er glaubte, daß man in Mexiko vorzüglich darnach fragen würde. Nachdem alles zu der bevorstehenden Reise eingerichtet war, so segelte er endlich von Jamaika ab. Bei der nicht sehr beträchtlichen Entfernung dieser Insel vom festen Lande von Amerika bekam er die Küsten des letztern schon in wenig Tagen zu Gesicht. Von einem kleinen Fahrzeuge, das ihm in der Nähe derselben begegnete, nahm er einen Mann an Bord, der ihm zum Lootsen *) dienen und sein Schiff in der nächsten Nacht an einen Ankerplatz bringen sollte, wo

*) In der Nähe fester Länder giebt es im Meere Untiefen, Klippen und Sandbänke, die für Schiffe gefährlich werden können. Sie müssen daher einen Mann von der Küste zu sich kommen lassen, der mit der Gegend genau bekannt ist, um sich von ihm den sichersten Weg, den sie zu nehmen haben, zeigen zu lassen, und dies ist ein Lootsen.

er unbemerkt von den spanischen Küstenwächtern *) den Handel mit den Einwohnern Mexiko's anfangen konnte. Wie sehr hatte er sich geirrt! Der Fremde war selbst einer von denen, welche vom Könige von Spanien besoldet werden, den Schleichhandel in diesen Gegenden zu verhindern; er hatte sich freundlich gegen ihn gestellt, um ihn desto gewisser zu hintergehen, und von der Dunkelheit begünstigt, hatte er ihn daher an einen Ort gebracht, wo mehrere bewaffnete spanische Fahrzeuge vor Anker lagen. Der arglose Engländer sah sein Unglück nicht eher, als bis er ihm nicht mehr entgehen konnte. Die Spanier kamen sogleich auf sein Schiff, durchsuchten jeden Winkel desselben, und da sie es mit nichts als verbotenen Waaren angefüllt fanden, so nahmen sie ihn mit seiner

*) Küstenwächter sind bewaffnete Fahrzeuge, die an der Küste kreuzen, um den Schleichhandel zu verhindern.

Mannschaft gefangen und machten ihm den Prozeß. Zwar erhielt er seine Freiheit bald wieder, und mit ihr die Erlaubniß, nach Jamaika zurückkehren zu dürfen, aber sowohl sein Schiff, als seine Waaren wurden zur Strafe seiner Unbesonnenheit für verfallen erklärt, und er bekam nicht das mindeste davon zurück.

Jetzt war sein Vermögen wirklich sehr geschmolzen, und nur seine zwei Pflanzungen waren ihm übrig, die aber durch die oben erwähnten Unfälle sehr gelitten hatten. Voll Verzweiflung wegen seines widrigen Schicksals, und von der brennenden Begierde nach Reichthum mehr als je getrieben, faßte er den Entschluß, sie zu verkaufen und mit dem Gelde nach England zurückzugehen. „Diese Pflanzungen sind es, sprach er, die mich in's Unglück gebracht haben. So lange ich meinen Sklavenhandel trieb, mehrte sich mein Vermögen jährlich. Ihn will ich wieder trei-

ben, und ich werde auf's neue glücklich seyn.“ Da es nie an Käufern solcher Pflanzungen fehlt, so sah er seinen Wunsch, sie los zu werden, bald erfüllt, und nun eilte er unverzüglich nach England zurück. Hier kaufte er sich für einen Theil seines Geldes zwei Guineafahrer, (denn seine Absicht war, diesen Handel mit dem größten Nachdrucke zu betreiben, um desto schneller wieder zu Vermögen zu gelangen) und für den andern nahm er solche Waaren an Bord, von denen ihm eine lange Erfahrung gezeigt hatte, daß sie auf der Westküste von Afrika beliebt waren *).

Ein Sturm, der unterwegs entstand,

*) Da man auf der Küste von Guinea kein Geld hat: so wird der Werth eines Sklaven nach Eisenbarren berechnet. Man tauscht Sklaven ein gegen Eisen, leichte baumwollene Zeuge, Leinwand, Brantwein, Taback und Spielzeug.

trieb ihm das eine Schiff bald aus dem Gesicht, und da er nachher nichts weiter von demselben erfuhr: so durfte er nicht länger daran zweifeln, daß es seinen Untergang in den Wellen gefunden habe. Georg weinte, klagte und tobte abwechselnd; der verwegene Thor wagte es, Gott ungerecht zu nennen, weil dessen heilige Rathschlüsse nicht mit seinen Absichten übereinstimmten. Als er an der Küste von Guinea gelandet war, so ließen ihm weder sein Mißvergnügen noch seine Habsucht zu, mit den Bewohnern in langwierige Unterhandlungen zu treten. Daher berufte er sie zwar zu einem Palaver oder einer Unterredung zusammen; als aber einige Tausende arglos und unbewaffnet erschienen waren: so ließ der Barbar seine Leute über sie herfallen, und nun ereignete sich eins der gräßlichsten Schauspiele, die aber in diesem Theile der Erde nicht selten sind. Der Gatte wurde aus den Armen der Gattin, der

Säugling von der Brust der Mutter, der Bruder aus der Mitte seiner jammernden Schwestern gerissen; die Gefangenen wurden mit Fesseln belastet und so nach dem Schiffe geschleppt, welches auf diese Weise mehr Ladung erhielt, als es fassen konnte.

Jetzt sah man das Gesicht Georgs sich zum erstenmale wieder erheitern. Er war ohne einen Heller Kosten zu einer großen Anzahl der schönsten Sklaven gekommen, von denen er in Westindien den größten Gewinn erwartete. Daß sein Verfahren grausam, daß es schändlich sey — wie hätte das einem Menschen beifallen sollen, der außer seinem Glücke kein anderes kannte? Doch seine Freude dauerte nur wenige Augenblicke. Er sah wohl ein, daß er nach dem, was vorgefallen war, nicht länger an dieser Küste bleiben durfte, wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, von den gekränkten Einwohnern überfallen zu werden. Er stach also

ohne Verzug in die See, aber er hatte sich kaum einige Meilen von dem festen Lande entfernt, als widrige Winde ihn mit einem solchen Ungestüm nach demselben zurücktrieben, daß alle Anstrengungen, ihnen zu widerstehen, vergeblich waren. In kurzer Zeit befand er sich wieder an der Küste, obgleich in einer ganz andern Gegend als vorher.

Hier warf er die Anker, um günstigern Wind abzuwarten. Die Neger der hiesigen Gegend wußten indeß schon, wie grausam er ihre tiefer hinab wohnenden Landsleute behandelt hatte, und sie beschlossen, die üble Lage, worin er sich befand, zu nutzen, um ihr Unglück zu rächen. In einer der nächsten Nächte, deren dichte Finsterniß ihrem Unternehmen sehr zu Statten kam, bestiegen mehr als fünf hundert derselben, mit Schwerdtern, Lanzen und einigen Flinten bewaffnet, ihre Boote und näherten sich dem Schiffe, auf welchem nur ein einziger Mann

wachte. Dieser machte zwar, als er das Rauschen ihrer Ruder in dem Meere vernahm, sogleich Lärm; aber noch ehe die erschrockene Mannschaft zu den Kanonen eilen konnte, hatten die Neger den Bord des Schiffs erstiegen, und ihre Anzahl vermehrte sich in demselben mit jedem Augenblicke. Jetzt entstand ein fürchterliches Gemetzel. Viele Weiße wurden in ihren Hangematten *) schlafend von den ergrimmten Negern ermordet. Die übrigen wehrten sich zwar tapfer genug, aber da ihnen die Schwarzen

*) Hangematten sind Stücke Segeltuch, Leinwand und dergl., die an den vier Zipfeln an Balken aufgehangen werden, und also in der Schwebe hängen. Sie sind die Betten der Mannschaft auf den Schiffen. In Westindien und Südamerika, wo Federbetten wegen der großen Hitze unerträglich seyn würden, schlafen nicht nur die Wilden, sondern selbst die vornehmsten Europäer in solchen Hangematten.

der Zahl nach bei weitem überlegen waren, da sich auch die Sklaven im Schiffe mit ihnen vereinigten und mit beispielloser Erbitterung gegen ihre Unterdrücker fochten: so wurden sie theils niedergehauen, theils gefangen genommen. Noch fehlte den siegreichen Negern einer, gegen den sie am meisten erbittert waren, nemlich der grausame Georg; aber so sehr sie ihn auch in allen Winkeln des Schiffs suchen mochten, so war er doch nirgends zu finden. Sie begnügten sich also damit, das Schiff zu plündern; alles, was von einigem Werthe für sie war, brachten sie zugleich mit den Gefangenen an's Land, alles, was sie nicht brauchen zu können glaubten, wurde in die See geworfen. Ehe sie dann das Schiff verließen, zerhieben sie die Ankertaue *), und da es auf

*) Ankertaue — die dicken Seile, woran die Anker befestigt sind.

diese Weise durch nichts mehr am Ufer festgehalten wurde: so war es bereits, da der Morgen anbrach, vom Winde in die hohe See getrieben worden, und in kurzer Zeit war es ganz aus den Augen verschwunden.

Der eben so feige als grausame Georg war, da er das Waffengeklirr und das Toben der Neger gehört hatte, in die See gesprungen, und mit Hülfe seiner Geschicklichkeit im Schwimmen hatte er sich zum nahen Ufer gerettet, wo er sich in einer Felsenhöle verborgen hatte. Sie war dem Schiffe so nahe, daß er alles, was darauf vorgieng, vernehmen konnte. Er wußte es, daß man seine Gefährten mordete, daß man die letzten Ueberreste seines Vermögens plünderte, er sah sein Schiff in die hohe See treiben. Wer kann die Verzweiflung schildern, die sich jetzt seiner Seele bemächtigte, und welcher er um so mehr Preis gegeben war, da er keine einzige Aussicht hatte, je wieder

glücklich zu werden, da keine süße Hoffnung vorhanden war, die ihm hätte Trost einflößen können? — Jetzt war er wirklich zu bedauern. „Ach Gott, sprach er seufzend, ich, der einst der reichste Mann in Jamaika war und von allen beneidet wurde, ich bin jetzt ein Bettler! — Von allem meinem so mühsam errungenen Glücke ist mir nichts, gar nichts übrig geblieben! Selbst das Leben, so wenig schätzbar es auch in einem solchen Elende, wie das meinige ist, seyn kann, ist mir doch nur für Augenblicke gelassen. Ich darf es nicht wagen, diese Höle zu verlassen, wenn ich nicht unter den schimpflichsten Martern sterben will. — Ach, mein Vaterland, ich werde dich nicht wiedersehen! Selbst die Möglichkeit, auf deiner Erde meine traurigen Tage zu beschließen, ist mir abgeschnitten! — Wie sehr hatte Bruder Robert Recht, als er sagte: Reichthum könne nicht das Ziel seyn, nach welchem wir stre-

ben müßten! — O ich Thor, daß ich dieses so spät einsehen muß! — Nur Tugend, sprach er, kann die Leiden des Lebens versüßen und uns im Schmerze trösten! — Ich Unglücklicher muß diesen Trost entbehren, denn ich habe keine Tugend! — Bei meinem Streben nach irdischen Gütern habe ich nie darauf gedacht, mir diesen einzigen unvergänglichen Schatz zu erwerben!“

Jetzt dachte er über sein ganzes Leben nach. Zum erstenmale fielen ihm sein Verhalten gegen Robert, die an den armen Negern verübten Grausamkeiten aller Art, seine Härte und Undienstfertigkeit gegen die Menschen überhaupt auf. Er erschrak vor sich selbst, und sein Zustand wurde nun über alle Beschreibung elend, da zu seinem Schmerze sich auch noch das quälende Gefühl der Selbstverachtung gesellte und er sich gestehen mußte, daß ihm Recht geschehen sey. „Ach, sprach er, wohin kann uns eine unmäßige Leiden-

schaft führen! — Mein Jagen nach einem todten Metall hat mich von der Tugend abtrünnig, hat mich zu einem Wüthrich gegen meine Nebenmenschen gemacht. Da ich mein Leben nicht nützlicher anwendete, so war es besser, wenn ich gar nicht geboren wurde. — Aber ich büße jetzt durch mein trostloses Unglück für meine Thorheit. — O möchte ich wenigstens noch so viel auf der Welt nützen, daß ich allen denen, welche im Begriff stehen, die Pfade der Tugend zu verlassen und ihr Glück, ihre Bestimmung in etwas anderem suchen, zum warnenden Beispiele diente, wie verderblich ihr Wahn am Ende für sie werden muß!“

Zwei Tage und zwei Nächte hatte er in seiner Höle zugebracht, ohne die geringste Nahrung zu sich genommen zu haben. Am dritten Tage besiegte endlich sein peinigender Hunger die Furcht, von den Schwarzen überfallen zu werden, und er gieng mit Sonnen-

untergang, da rund umher die größte Stille herrschte, heraus, um am Felsen einige Beeren und Wurzeln zu suchen. Mit großer Verwunderung bemerkte er in einiger Entfernung einen Europäer, der in tiefen Gedanken an der Küste auf und nieder gieng, und sich endlich in's Meer stürzte. „O Gott, sprach er, das ist ein Unglücklicher wie ich! Es ist wahrscheinlich einer meiner Gefährten, welcher der Gefangenschaft bei den Negern entronnen ist. Ich will ihn retten. Es wird für ihn Trost und für mich Wohlthat seyn, wenn wir unser beiderseitiges Ungemach mit vereinigten Kräften tragen.“ Er eilte nach dem Meere, er stürzte sich in die Fluten desselben, er faßte den schon halbtodten Fremdling, und brachte ihn, da ein dreitägiges Fasten ihn seiner Kräfte beraubt hatte, nur mit Mühe an's Land.

Er legte ihn auf einen weichen Rasen, und blieb betrachtend vor ihm stehen. Es

war keiner seiner Schiffsgefährten, und die Gesichtszüge waren ihm unbekannt. Nach einiger Zeit öffnete der Fremde die Augen, warf einen nur flüchtigen Blick auf seinen Retter, und richtete sich verlegen vom Boden empor. „O, sprach er endlich, warum hast Du mich nicht sterben lassen? — Für einen Mann wie ich, ist der Tod eine Wohlthat. Ich suchte ihn.“

Georg. Wohl mir und Dir! Ich habe Dich von einem großen Verbrechen zurückgehalten.

Der Fremde. Kann ich Dir das wohl Dank wissen? — Er warf ihm einen Blick voll Unwillen zu, und rief dann, indem er zurücktaumelte: Gott, was seh' ich? — Kennst Du mich nicht?

Georg. Ich erinnere mich nicht, Dich gesehen zu haben.

Der Fremde. Sagt Dir Dein Herz gar nichts?

Georg sann hin und her. Der Fremde, dem dies zu lange dauerte, flog endlich an sein Herz, und rief mit Freudenthränen im Auge: „Georg, Dein Bruder William liegt in Deinen Armen!“

Staunen und Freude vertilgten jetzt auf einige Augenblicke den Schmerz gänzlich aus Georgs Seele, und gerade sein Unglück war es, welches ihn für die Wonne, die ihm dieses unverhofte Wiederfinden gewährte, empfänglicher machte, als er es nur kurze Zeit vorher, da er noch im Ueberflusse lebte, gewesen seyn würde. Nur erst nachdem er ihn geküßt und voll brüderlicher Liebe an sein Herz gedrückt hatte, sagte er seufzend: „aber, lieber Himmel, William, in welchem Zustande finden wir uns wieder! Wir sind beide elend! Wie soll das werden?

William. Wie der Himmel will. Jetzt, da ich eine Seele gefunden habe, die mich liebt, und von der ich Trost erwarten

kann, fühle ich die Last, die mich zu Boden drückt, nur halb.

Georg. Welche Last?

William. Ich leide von außen und innen. Ach, Bruder, wenn unser Herz mit uns unzufrieden ist, so ist das Leben eine Quaal.

Das fühlte Georg jetzt besser in sich selbst, als es ihm sein Bruder erklären konnte. „Wie kömmst Du hierher?" fragte er diesen mit niedergeschlagenen Augen, weil er fürchtete, William werde es aus seinen scheuen Blicken erkennen, daß es um seine innere Zufriedenheit nicht besser stehe.

William. Du sollst alles wissen, Bruder, was ich gethan und gelitten habe. Laß uns unsre feuchten Kleider abwerfen, und uns auf jenen Rasenhügel setzen, auf welchen die Sonne ihren letzten Stral wirft. Wie herrlich sie untergeht! O daß ich in meinem Tode doch auch sagen könnte: ich

habe Gutes auf Erden gewirkt, wie die Sonne!

Sie setzten sich, und William erzählte seinem Bruder die Geschichte seines Lebens.

„Du weißt — so hub er an — daß ich Ehre für das höchste Gut hielt, dessen ein Sterblicher theilhaft werden kann, und ob ich gleich Roberts Einwürfe — ach was wird der gute Bruder jetzt machen? — nicht widerlegen konnte: so war ich doch dadurch von meinen Vorsätzen nicht abzubringen. Ich hatte mich selbst mißverstanden. Denn ob mir gleich damals nichts vernünftiger vorkam, als die Regeln, nach welchen ich mein Leben einrichten wollte, so sehe ich doch erst jetzt, da die ganze Vergangenheit mir wie ein Traum erscheint, daß ich von der heftigsten Leidenschaft verblendet war. Ehrsucht war es und nicht Vernunft, von welcher ich mich leiten ließ; ach! und glaube mir, Bruder, derjenige, der sich einmal von

einer Leidenschaft beherrschen läßt, der wird, wenn es seyn muß und sie auf keine andere Weise befriediget werden kann, nach und nach alle seine Tugend aufopfern."

„Deine Erfahrungen sind eben so wahr als schrecklich," fiel ihm hier Georg mit einem Seufzer in die Rede.

„Ich wurde, fuhr William fort, in Portugal sehr wohl aufgenommen. Man bemerkte in mir einige Geschicklichkeiten, und dieser Umstand empfahl mich meinen Obern. In kurzer Zeit war ich Officier. Jetzt starb mein Vater, und ich bekam auf diese Weise ein beträchtliches Vermögen in die Hände, das durch die schändliche Betrügerei, die wir uns gegen unsern Bruder erlaubten, noch mehr anwuchs. Mit stolzen Erwartungen eilte ich nach Portugal zurück, denn ich hatte jetzt Mittel genug in Händen, mein Glück allenfalls zu erzwingen. Ich sah auch gar bald ein, daß es ziemlich lange dauern würde,

wenn ich es auf den gewöhnlichen Wegen suchen wollte. Es waren eine große Anzahl junger Männer da, die alle ältere Ansprüche auf Beförderung hatten als ich. Wollte ich die meinige in Ruhe erwarten, so vergiengen wenigstens zwölf Jahre, und das war für meine brennende Begierde nach Größe ein viel zu langer Zeitraum. „Wie? sprach ich, in zwölf Jahren erst Hauptmann? — Zum Henker, da muß ich schon Oberster seyn! Es geht ja alles in der Welt, wenn man es nur am rechten Orte angreift.“

„Mein erstes Geschäft war, mich bey den Großen einzuschmeicheln. Ich hatte Schmeichelei vorher gehaßt, jetzt schien sie mir kein Laster mehr zu seyn, weil ich mein thörichtes Glück dadurch befördern konnte. Der General Bronte war ein rechtschaffener Mann, den aber sein Alter schwach machte, und der, wenn er einmal einen Menschen liebgewonnen hatte, ihm alles auf's Wort

und ohne selbst zu untersuchen glaubte. Er hatte mir einige Beweise von Wohlwollen gegeben, und ich beschloß diese auf's beste zu benutzen. Ich gieng zu ihm, ich wiederholte meine Besuche öfters, ich lobte ihn, selbst wo er nicht zu loben war, ich tadelte alle die, gegen die er eine Abneigung gefaßt hatte, oft wider meine Ueberzeugung, und nur, weil er das gern hören mochte, ich brachte ihm bei jeder Aufwartung des Morgens die Neuigkeiten der Stadt, und machte mich ihm so, indem ich mich in allem nach seinen Launen bequemte, unentbehrlich. Hiermit begnügte ich mich noch nicht. Von der Ehrsucht ist der Schritt zur Verläumdung nur sehr klein. Ich brauchte sehr bald das Ansehen, in welchem ich bei dem General stand, zum Nachtheile meiner Kammeraden, ich ward ihr Verläumder. Nur diejenigen, von denen ich in der Erreichung meiner Absichten keine Hindernisse befürchtete, blieben

in Ruhe vor mir; denen hingegen, die mir wegen längerer Dienstjahre im Wege standen, oder deren Geschicklichkeit die meinige verdunkeln konnte, dichtete ich Schändlicher Böses an, an das sie nie gedacht hatten, ich verkleinerte ihr Talent, ich wußte in der unschuldigsten ihrer Handlungen etwas verdächtiges aufzufinden, und da das Vorurtheil des Generals einmal gegen sie war, und sie nicht zur Vertheidigung kommen lies: so brachte ich sie durch diese Vorspiegelungen immer mehr um seine Achtung.

„Dieser Gönner war mir noch nicht mächtig genug. Ich schloß mit dem Grafen von Musquinna Bekanntschaft, einem jungen, leichtsinnigen Manne, der blos den Vergnügungen nachhieng, und zu keinem ernsten Geschäft zu brauchen war, übrigens aber bei Hofe sehr viel galt. Um ihn zu gewinnen, mußte ich einen andern Weg einschlagen. Er war ausschweifend, ich mußte es

mit ihm seyn; er verschwendete, ich mußte mit ihm verschwenden; er stak in Schulden, ich mußte für ihn bezahlen. Ich that dieses alles auch so gern, daß ich selbst, um ihn ganz an mich zu ziehen, täglich auf neue Vergnügen sann, die ihn zerstreuen sollten. So war ich denn die Ursache, daß er nie zu sich selbst kommen, und über seinen Zustand nachdenken konnte, daß er vielmehr in seinem Hange zur Lüderlichkeit immer mehr bestärkt wurde, und daß er endlich mitten in seinen Schwelgereien an den unglücklichen Folgen jener Unmäßigkeit in berauschenden Getränken, der ich hätte Schranken setzen sollen, seinen Geist aufgab. Ich war der Urheber seiner Laster, ich war sein Mörder.

„Durch das Ansehen dieser zwei Menschen wurde mir endlich mein Wunsch gewährt. Ich wurde allen andern vorgezogen, und zum Hauptmann ernannt. Du kannst Dir leicht denken, daß ihnen dadurch großer

Kummer verursacht wurde. Einige mißbilligten diese Ungerechtigkeit laut, und sie mußten dafür durch ein langwieriges Gefängniß und durch Entlassung aus dem Dienste büßen, andere nahmen ihren Abschied freiwillig. Es fiel mir nicht auf, daß ich der Urheber einer Ungerechtigkeit war, daß ich um mich her nichts als Leiden verursachte; vielmehr war ich desto stolzer, je mehr sie sich gedemüthigt fanden. Ich war dieser Auszeichnung um so weniger werth, da ich nicht einmal wußte, was wahre Ehre sey. Wahre Ehre kann nur Tugend geben; Tugend hatt' ich nicht, also glaubte ich sie dann zu genießen, wenn ich recht viel Aufsehen machte. Das Tuch zu meiner Uniform war das feinste bei'm Regimente, an meinen Fingern blitzten die kostbarsten Ringe, mein Wagen und meine Pferde waren die schönsten in der ganzen Stadt, meine Bedienten waren zahlreich und prachtvoll gekleidet; ich

bewohnte einen der glänzendsten Palläste. Ich warf das Geld in Haufen hin, ich bezahlte, wenn mich die Lust anwandelte, für eine Sache noch einmal soviel, als sie werth war, ich spielte hoch und spielte unglücklich.

„Nach einigen Jahren sah ich mein väterliches Vermögen völlig geschmolzen. Sollte ich mich einschränken, und weniger Aufwand machen? — Aber dann würde man leicht die Ursache dieser plötzlichen Veränderung errathen haben, und von den Urtheilen, die man darüber gefällt hätte, würde mein Ehrgefühl verwundet worden seyn. Es war noch ein Ausweg übrig. Ich beschloß, mich durch eine Heurath zu retten. Ich hatte Magdalenen, die einzige Tochter eines reichen Portugiesen kennen gelernt. Sie war ein gutes, sanftes, edles Mädchen, dennoch hatte ich sie nie ausstehen können. Auch sie haßte mich, das wußt' ich. Gleichwohl

war der Gedanke, ihr großes Vermögen besitzen zu dürfen, so entzückend, und meine Verlegenheit so groß, daß ich um das erstere an mich zu bringen, und die letztere zu endigen, beschloß, meine Ruhe aufzuopfern, und mir kein Gewissen daraus machte, ein Weib unglücklich zu machen, die ein besseres Schicksal verdient hätte. Ich verbarg ihr meine Absichten, aber ich suchte das Zutrauen ihres Vaters zu gewinnen. Die Verschiedenheit der Religion hinderte dies. Er war ein strenger Katholik, ich ein sehr freidenkender Protestant. Um dies Hinderniß zu heben, beschloß ich meiner Religion zu entsagen, und zu der seinigen überzutreten. Siehst Du, wie ein Fehltritt immer den andern nach sich zieht? Daß man von einer schlechtern Religion zu einer bessern übergeht, ist, weil man auch bei der erstern seine eignen richtigern Ueberzeugungen haben kann, zwar nie anzurathen, aber doch, wenn es

geschehen ist, zu entschuldigen, daß ich aber von einer Religion zur andern blos um des zeitlichen Vortheils willen übergieng, das ist ein Verbrechen, über das mir mein Herz jetzt bittere Vorwürfe macht.

„Magdalene wurde meine Gattin. Mein Herr, sprach sie nach unserer Verbindung, nur meinem Vater zu Liebe habe ich Ihnen meine Hand gegeben. Da wir beide einander nicht lieben: so können wir auch nicht glücklich seyn. Aber wenn ich entschlossen bin, die Freuden meines Lebens aufzuopfern: so ist mir doch das Glück meines Vaters nicht gleichgültig. Lassen Sie uns ihm den Kummer verbergen, den wir einander machen werden! Ich hörte das nur mit halbem Ohr, war froh, mein üppiges Leben fortsetzen zu können, schwelgte, spielte, kam ganze Wochen nicht zu Hause, und fragte nichts darnach, wie sehr oder wie wenig sie

mit meiner Aufführung zufrieden sey. In zwei oder drei Jahren war nicht nur mein Vermögen auf's neue um mehr, als die Hälfte verringert, sondern ich fand auch meine Gattin häufiger, als je in Thränen. Ach diese Thränen waren die einzigen Vorwürfe, womit die arme Dulderin mich wegen meines Betragens strafte, und ich Barbar lies mich durch sie nicht rühren. Das bemerkte sie, und der Gram, den sie sich so große Gewalt anthat zu verbergen, ward ihr Tod. Ihr Begräbnißtag war für mich ein Tag der ausgelassensten Freude, denn ich ward an demselben Major. An Magdalenen wurde mit keinem Gedanken weiter gedacht. Jetzt klagt mich mein Gewissen laut als ihren Mörder an, und sie schwebt mir wachend, sie schwebt mir im Traume vor. Es ist, als verfolgte mich ihr Geist, um sich an mir zu rächen. Ihr Vater folgte ihr bald in's Grab.

Es brach in Brasilien *) ein Krieg mit den Wilden aus. Unser Regiment wurde abgeschickt, die Portugiesische Kriegsmacht daselbst zu verstärken. Ich hatte das Glück, mir bei dieser Gelegenheit einige Verdienste zu erwerben, indem ich die Feinde zurücktrieb, und ihnen hier und da Abbruch that. In den Augen edler Menschen aber mußten diese durch meine Härte gegen die Ueberwundnen, und durch die Grausamkeit, womit ich meinen Sieg verfolgte, und wehrlose Weiber in ihren Hütten überfiel, um sie zu plündern, gar sehr verdunkelt werden. Der Krieg, der Tausenden Verderben bringt, hatte mich bereichert; er überhäufte mich

*) Brasilien, ein großes Land in Südamerika, auf beiden Seiten des Amazonenflusses, das den Portugiesen Gold, Diamanten, Häute, und trefliche Färbehölzer liefert, und auf seinen fetten Triften schöne Heerden ernährt. Es wurde 1498 von Kabral entdeckt.

auch mit Ehre, denn als wir nach fünf blutigen Jahren nach Portugal zurückkehrten, wo meine Freunde meinen Thaten einen übertrieben hohen Werth beigelegt hatten, wurde ich in den Adelstand erhoben, und mit einem Orden belohnt. O wie fand sich mein Stolz geschmeichelt, als der König mir den letztern selbst umhieng, und wie verächtlich blickte ich auf die übrigen Officiere herab, in deren Beiseyn dieses geschah!

„Da ich keine Seele, außer mir selbst liebte, da ich fremdes Verdienst mit neidischen Augen sah, und ihm die Auszeichnungen, welche ihm zukamen, zu entziehen suchte, so mußte mein Uebermuth zuletzt unerträglich werden. Ein andrer Major machte mir Vorwürfe darüber, die ich allerdings verdient hatte. Einige von denen die es hörten, und die sich stellten, als wären sie meine Freunde, weil sie durch meine Gunst zu steigen hofften, riefen sogleich ich sey be-

leidigt, und meine Ehre dürfe diesen Schimpf nicht auf sich ruhen lassen. Sie drangen in mich, ihn zum Zweikampfe zu fordern. Ich gehorchte; mein gekränkter Ehrgeiz überredete mich, daß es besser sey, mir in einem Falle selbst Hülfe zu verschaffen, wo ich nur die Gesetze hätte auffordern dürfen, mir beizustehen. O nichts ist schändlicher, als ein Zweikampf! Man überredet sich, als sey man der Richter eines Menschen, der sich vergangen hat, und man ist nur ein schadenfroher Feind desselben; man glaubt ihn zu strafen, und die Strafe ist nichts, als die gröbste Selbstrache, die mit dem Vergehen oft in gar keinem Verhältniß steht; man meint seine Ehre zu retten, und man sinkt doch nicht nur, indem man die Gesetze des Staats übertritt, und sie verspottet, zum bürgerlichen, sondern auch, indem man sich den Gefühlen einer wilden Rache überläßt, zum sittlichen Verbrecher herab. Man

ist nichts, als ein schändlicher Mörder, ein verruchter Bösewicht, eine Schande der Menschheit, ein wildes Thier. Ach, Bruder, es fehlt mir an Worten, die Größe des Verbrechens zu bezeichnen, das ich, von einer falschen Ehre geblendet, begieng! Meine Kugel traf nur zu gut, sie streckte meinen Gegner leblos zu Boden. Eine trostlose Familie beweinte ihn. Ich hatte in einem Augenblicke eine Wittwe und fünf Waisen gemacht, die noch jetzt im tiefsten Elende schmachten. O ich bin ein abscheulicher Mensch!

„Meine Freunde bei Hofe wußten mich so gut zu entschuldigen, daß ich keine Strafe erhielt. Einige Verbesserungen, die ich bei'm Kriegswesen vorschlug, und die mich als einen denkenden Soldaten zeigten, machten mir den König endlich völlig wieder geneigt. Ich wurde als Oberster nach den Inseln des grünen Vorge-

birgs *) geschickt, mit dem Beifügen, daß ich die Verfassung derselben kennen lernen sollte, weil ich einst als Statthalter derselben angestellt werden dürfte. Wie freute ich mich, nun bald einer der ersten und vornehmsten Männer in den Portugiesischen Staaten zu werden! Und doch war ich Unersättlicher hiermit noch nicht zufrieden. „Es muß noch besser kommen," sprach ich, und sann schon darauf, wie ich es anfangen wollte, der nächste nach dem König zu werden. Da mir bisher alles gelungen war: so konnte ich nicht glauben, daß mir dieses mißlingen würde.

„Ich kam auf den genannten Inseln an, und wurde von dem bisherigen Satthalter

*) Diese Inselgruppe liegt in der Nähe des grünen Vorgebirgs an der Westküste von Afrika. Die Inseln selbst sind im Ganzen nicht sehr fruchtbar, bringen aber viel Salz hervor.

derselben, dem alten, achtungswürdigen Leiroens mit Liebe aufgenommen. Ich mußte täglich mit ihm speisen, ich mußte mit ihm arbeiten; auf seinen Spaziergängen, auf seinen Reisen begleitete ich ihn; er selbst machte mich mit allen hier herrschenden Sitten und mit den Gesetzen, wornach die Inseln regiert wurden, bekannt. So verstrichen einige Jahre. Leiroens wurde von allen Einwohnern geliebt, und er verdiente das, denn ihm lag ihr Wohl ernstlich am Herzen, und er hat nichts unterlassen, was in seinen Kräften war, es zu befördern. Nur einer auf den ganzen Inseln glaubte diesem wohlthätigen Manne keinen Dank schuldig zu seyn, und das war ich, so wahr ist es, daß, wenn man überall nur seinen Nutzen sucht, daß man dann zu jedem Guten stumpf und träge ist. Der alte Stadthalter hatte bei allen seinen guten Eigenschaften für meinen Ehrgeiz doch einen Feh-

ler, er lebte zu lange, und seine dauerhafte, feste Gesundheit machte, daß die Aussichten, ihm in seiner Würde nachzufolgen, sehr entfernt waren. Ich wollte den Augenblick, wo ich vielen tausend Menschen Gesetze vorschreiben konnte, schneller herbeiführen, und beschloß — o ich verworfener Mensch! — ich beschloß, meinen Wohlthäter zu stürtzen. Ich schilderte ihn also bei Hofe als einen Mann, der es mit dem Könige nicht redlich meine, der große Summen Geldes, die er nach Portugal habe schicken sollen, für sich zurückbehalten habe, und der eine Empörung zu erregen suchte, um die Inseln der portugiesischen Herrschaft zu entziehen, und sich zum Oberherrn derselben zu machen. Obgleich von alle dem kein Wort wahr war: so wußte ich es doch so einleuchtend zu machen, daß man mir in Portugal Glauben beimaß. Leiroens wurde zurückberufen, um von seinem Betragen Rechenschaft zu geben.

Am Morgen seiner Abreise umarmte er mich, und sagte mit Thränen im Auge: „Lieber Karleton, ich wünsche, daß ihre Dienste mit mehr Dank belohnt werden als die meinigen!“ — Ach er wußte nicht, daß es sein Verräther war, der an seinem Herzen lag!

„Ich ward sein Nachfolger, und da ich den hohen Posten, den ich bekleidete, bloß als eine Sache der Ehre, aber nie als ein Mittel, Gutes zu wirken, betrachtet hatte: so fehlte es mir nicht nur an Geschicklichkeit, sondern auch an gutem Willen, das Glück meiner Untergebenen zu befördern. Dennoch wollte ich von ihnen gerühmt seyn, und da das nicht geschah, da man der Regierung des wackern Leiroens den Vorzug vor der meinigen gab: so wurde ich empfindlich, rachsüchtig, grausam. Dem Ehrsüchtigen scheint eine Ehrenstelle nur so lange ein großes Glück zu seyn, als er sie noch nicht erlangt hat; sobald sie ihm zu Theil worden

ist, fängt sie an, etwas Alltägliches zu werden, und er strebt nach höhern Dingen. So gieng es mir. Ich machte schon Plane, wie ich noch höher steigen wollte, als das Glück, welches mich zeither begleitet hatte, und dessen ich unwürdig war, mir plötzlich den Rücken kehrte.

„Vornehme Männer haben vornehme Feinde. Einige Mißvergnügte auf der Insel hatten meine Regierung als drückend, als unklug, als gesetzwidrig verschrieen, und großentheils hatten sie Recht. Meine Feinde in Portugal — und Du kannst leicht denken, daß diese sehr zahlreich waren — benutzten dieses, mir zu schaden. Die einzelnen Fehler, die man mir zur Last legte, wurden gesammelt, und da meine Gegner nicht sowohl von Liebe zum gemeinen Besten, sondern von ihrem Hasse geleitet wurden: so wurde vieles übertrieben, vieles hinzugedichtet. Es kam eine förmliche Anklage gegen mich zu

Stande. Einige Beschuldigungen konnte ich nicht abläugnen, andere wurden durch falsche Zeugen bekräftiget; da man mich in vielen Fällen strafbar fand: so war die Meinung, daß ich es in allen seyn müsse, wenigstens zu entschuldigen. Meine Freunde schwiegen, denn die Großen haben nur Freunde, so lange sie glücklich sind; meine Sachwalter wurden bestochen, oder konnten nicht durchdringen. Endlich wurde mein Urtheil ausgesprochen. Ich wurde für einen Feind des Vaterlandes und der Gesetze erklärt, verlor mein Amt und meinen Adel, mußte meinen Orden abgeben, mein Vermögen wurde eingezogen, und ich selbst wurde auf die Bissago-Inseln *), die nur wenig Seemeilen von hier

*) Die Bissago- oder Bißnago-Inseln liegen nahe an der Küste von Guinea, und gehören den Portugiesen, die von hier aus Sklavenhandel treiben, weshalb sie auch bei den Negern des festen Landes verhaßt sind. Es

entfernt liegen, verbannt, um auf ihnen mein Leben zu beschließen.

„Dies, Bruder, ist die Geschichte meines Unglücks. Böse war ich von Jugend auf nicht, aber meine Thorheit raubte mir die Stärke zum Guten immer mehr, und riß mich zu Verbrechen hin, vor denen ich jetzt zurückschaudere. Und was hab' ich dadurch gewonnen? Ach nichts, gar nichts, ein ganzes Leben voll Mühe war umsonst gelebt, da ich jetzt von dem Ziele, das ich erreichen wollte, auf immer entfernt worden bin. Wie, umsonst gelebt sage ich? O wollte der Himmel, ich könnte dies behaupten! Mein Zustand würde weniger quälend seyn, als jetzt, da ich mir sagen muß, daß ich es mit Bösem ausgefüllt, und zum Unglück meiner Nebenmenschen angewendet habe. Gern

werden besonders Verbrecher aus den Inseln des grünen Vorgebürges hierher verbannt.

wollte ich den Verlust dessen, was mir so lange das liebste auf der Welt war, den Verlust meiner Ehre verschmerzen, gelassen wollte ich den Spott derer, die mich vorher beneideten, ertragen, wenn ich nur in meinem Innern ruhig werden, wenn ich den Vorwürfen meines Gewissens, das während meines Glücks schlief, aber seit dem Anbeginn meines Unglücks desto schrecklicher erwacht ist, entgehen könnte! Es ruht nie, es nennt mich unaufhörlich einen abscheulichen Bösewicht, es martert mich selbst in dem wenigen Schlafe, den es mich genießen läßt, durch fürchterliche Träume, und macht, daß ich in einer ewigen Quaal lebe.

„Der einzige Trost, den ich in meinen Leiden hatte, war der, daß ich vielleicht noch meine Vergehungen einigermaßen wieder durch tugendhafte Handlungen gut machen könnte. Aber konnte das wohl unter den Portugiesen geschehen, unter denen ich

wie ein Gefangener lebe, und der Mittel zum Guten eben sowohl beraubt bin, als der Mittel zum Bösen? Konnte ich das wohl bei den Negern des festen Landes, bei denen sich die Portugiesen durch ihre Gewaltthätigkeiten verhaßt gemacht haben, und die folglich Mißtrauen gegen mich hegen mußten? — Nach England, meinem Vaterlande, wollte ich zurückkehren, um da noch mein Alter zum Wohle andrer zu verleben, und die Nachricht, daß unfern von den Bissago-Inseln ein Englisches Schiff vor Anker liege, kam mir daher sehr erwünscht. Ich entfloh heimlich, kam hierher, und fand kein Schiff. Jetzt bemächtigte sich meiner Verzweiflung, und im schmerzlichen Gefühle meines namenlosen Elends stürzte ich mich in die Wellen, aus welchen ich durch eine Art von Wunder durch die Hand meines Bruders gerettet wurde."

„Ach, hub Georg jetzt an, Dein Bru-

der ist nicht glücklicher, als Du. Auch er muß seine Thorheit theuer büßen. Sein Reichthum, dessen stete Vermehrung ihn zum Verbrecher machte, ist bis auf den letzten Ueberrest verschwunden, und aus seinem vorigen glücklichen Zustande — wenn ein solcher Zustand glücklich zu nennen ist — ist ihm nichts übrig geblieben, als ein böses Gewissen.“ Er erzählte ihm jetzt seine Lebensgeschichte, in welcher er seine Verirrungen eben so aufrichtig schilderte, als jener es gethan hatte.

„Wir sind beide elend! rief William, als er geendigt hatte. Reichthum und Ehre schwinden im Unglück, nur die Tugend bleibt uns. O hätten wir unserm Bruder Robert gefolgt! — Georg, der Betrug, den wir ihm spielten, war bei uns beiden der Anfang unsrer Schuld. Jetzt leiden wir die Strafe.

Georg. Ja, es giebt einen gerechten

Richter, der das Böse bestraft. — O warum kömmt diese Wahrheit für uns so spät!

William. Weil wir leichtsinnig waren, und unsre Herzen absichtlich von ihr weglenkten.

„Da ist er! da ist er!“ riefen jetzt einige Stimmen. „Greift ihn! laßt ihn nicht wieder entwischen!“ brüllten andere. Wie groß war Georgs Entsetzen, als er einen starken Trupp Neger auf sich zu stürzen sah! ehe er sich besinnen konnte, was zu thun sey, waren sie schon bei ihm angelangt. Sie ergriffen ihn, sie warfen ihn zu Boden, sie banden ihn die Hände auf den Rücken. Unter ihnen bemerkte er auch einen Weißen, der auf seinem Schiffe gewesen war. Die Neger hatten ihn gefangen von demselben fortgeführt, da er aber versprochen hatte, daß er Georg, den sie ohne ihn nicht gekannt haben würden, wenn sie ihn auch gefunden hätten, mit ihnen suchen wolle, so hatten

sie ihn freigelassen, und unter ihre Krieger aufgenommen.

„O mein Bruder, rief jetzt Georg, ich gehe einem martervollen Tode entgegen, und muß Dich Dir selbst überlassen.“

„Auch des andern bemächtigt Euch, rief jetzt der Weiße. Es ist sein Bruder.“

William wurde nun ebenfalls gebunden. Die Neger nahmen beide in ihre Mitte, und führten sie nach einem ihrer Dörfer. Hier wurden sie die Nacht über in eine Hütte *) gesteckt, in und vor welcher eine starke Anzahl ihrer Feinde unablässig Wacht hielten. Sie schienen sich zu berathschlagen, was sie mit den zwei Gefangenen anfangen sollten. Georg, der die Sprache der Neger durch den vieljährigen Verkehr mit ihnen einigermaßen

*) Die Hütten der Neger sind rund, von Lehm oder Erde, so hoch, daß ein Erwachsener aufrecht darinn stehen kann, und mit einem kegelförmigen Strohdach versehen.

kennen gelernt hatte, hörte, daß einer von ihnen sagte: „wozu heben wir sie auf? Laßt uns ihnen ohne Verzug die Köpfe abschlagen, und mit ihren Hirnschädeln den Boden unseres Versammlungshauses *) pflastern! — Recht so! sprach ein anderer. Laßt uns nicht länger warten. Aber ihr Tod darf nicht so leicht seyn! Sie haben unsre Mitbrüder geplagt genug, warum wollen wir schonend gegen sie seyn? **) — Das ist

*) Viele Negerkönige, unter andern der König von Dahomi, benutzen die Schädel der erlegten Feinde wirklich dazu, den Fußboden ihres Palasts damit zu pflastern. Jemehr sie dergleichen Schädel aufweisen können, desto größer ist ihr Ruhm.

**) Man denke, daß hier ein roher Neger spricht, der bitter beleidigt worden war, und dem die wohlthätige Lehre des Christenthums: liebet eure Feinde u. s. w. unbekannt ist. Ein Christ, der so redete, würde weniger zu entschuldigen seyn.

meine Meinung nicht! rief hier ein alter Mann, der in großem Ansehen unter ihnen zu stehen schien. Wenn sie Unmenschen waren, so wollen wir doch keine seyn! Hört mich! Wir sind jetzt zusehr aufgebracht auf die beiden Weißen, und könnten daher leicht im Zorne einen Entschluß fassen, der uns nachher gereuen möchte. Ihr wißt, daß der gerechte Mann jetzt in unserer Gegend angekommen ist. Wir wollen sie zu ihm führen, wir wollen ihm erzählen, wie hart und grausam sie mit uns umgegangen sind, und er mag das Urtheil sprechen. Wenn er sie des Todes würdig findet, so wollen wir sie hinrichten!“

„Wohlgesprochen! riefen alle übrige. Wir führen sie zu dem gerechten Manne!“ — „Wer mag der seyn? dachte der angstvolle Georg. Von ihm werde ich auch nicht viel Schonung zu erwarten haben, setzte er nach einer Weile hinzu, denn wenn er auch

ganz unpartheiisch wäre: so sind doch meine Verbrechen allerdings groß. Ueberdies wie kann Gerechtigkeit in diesen Gegenden herrschen, wo die Obrigkeiten selbst ihre unschuldigen Unterthanen einfangen, und als Sklaven verkaufen lassen?"

Mit Anbruch des Tages brachen mehr als zwanzig Neger mit den beiden Gefangenen auf. Nachdem sie einige Stunden unterwegs gewesen waren, so langten sie bei einem Dorfe an, das aus einigen schlechten Erdhütten und aus Zelten bestand. Vor demselben weideten einige geringe Heerden, und alles schien anzukündigen, daß die Einwohner in der drückendsten Armuth lebten. „Ist der gerechte Mann zugegen?" fragte der alte Neger einen von den Hirten. — „Er ist in der Versammlung, antworteten diese. Geht nur zu ihm, ihr werdet ihn bereit finden euch zu dienen. Denn der ge-

rechte Mann läßt keinen ohne Rath und Hülfe, der ihn darum bittet.“

Sie giengen in das Dorf. In der Mitte desselben stand ein großer Palmbaum. Um ihn her hatten sich mehrere hundert Schwarze versammlet, in deren Mitte ein Weißer saß, der auf Europäische Art, aber doch nur ärmlich gekleidet war. Seine Miene war heiter; mit einem freundlichen Lächeln blickte er rund um sich her, und sprach dann: „Meine Brüder, unser Elend fängt an von allen Seiten gemildert zu werden, und wir werden während der bevorstehenden Regenzeit *) keine Noth leiden. Die Portugiesen auf den Bissago-Inseln haben uns eine große Menge Lebensmittel zugesendet, der König

*) Die Regenzeit ist in Afrika ungefähr das, was bei uns der Winter ist. In derselben ruhen die Felder. Sie ist besonders für Europäer sehr ungesund.

unserer Freunde, der Fuhli's *), hat uns viel Centner des schönsten Reißes geschenkt, und er wird uns in eins seiner Dörfer aufnehmen, damit nicht, wie ehemals, die feuchte Witterung, die wir zu erwarten haben, Krankheiten unter uns hervorbringe, die unsre Anzahl verringern. Von meinen Landsleuten auf Boulama **) habe ich funf=

*) Die Fuhli's sind eins der gebildetsten Negervölker auf Guinea. Sie treiben Ackerbau, haben verschiedne Manufakturen, und viele von ihnen sind Muhammedaner.

**) Obgleich die Engländer unter allen Europäern am meisten den Sklavenhandel treiben, so mißbilligen ihn doch einzelne rechtschaffene Männer sehr. Es sind daher in England zwei Gesellschaften zusammengetreten, wovon die eine auf der Insel Boulama, in der Nähe der Bissago=Inseln, die andere aber weiter hinauf an der Küste in der Nähe des Flusses Sierra Leone eine Kolonie errichtet hat. In diesen werden die nehmlichen Produkte

zig schöne Rinder, und eine Menge fürtreflicher Schaafe, desgleichen auch Bohnen und türkisches Korn erhalten. Ich habe Sorge getragen, daß das alles redlich unter euch getheilt werde. Geht vor die Thüre meiner Hütte! ein jeder wird da aus den Händen meiner Söhne empfangen, was ihm gebührt. Noch eins! ihr habt mir geklagt, daß es vielen von euch an Pagnes *) und an Matten zum Nachtlager fehle. Meine gute Gattin hat den Namen Mutter, der ihr von euch

von freien, für Bezahlung arbeitenden Negern, erbaut, die sie auf den Westindischen Inseln als Sklaven erbauen müssen. Zugleich sind Schulen für die Neger errichtet worden, um nützliche Kenntnisse unter sie zu verbreiten. Wenn diese menschenfreundlichen Anstalten den guten Fortgang haben, der ihnen zu wünschen ist: so wird der Sklavenhandel durch sie großen Abbruch leiden.

*) Pagne heißt der Schurz, den die Neger um die Hüften tragen.

beigelegt worden ist, verdienen wollen. Wir haben noch einen beträchtlichen Vorrath von Leinwand gerettet, aus diesen hat sie euch und euren Weibern eine Anzahl Pagnes verfertigt. Meine Töchter haben bereits mehrere Matten geflochten. Diejenigen von euch, die diese Bedürfnisse am nothwendigsten brauchen, mögen sich bei ihnen melden. Uebrigens laßt uns Go t danken, der nicht aufhört gütig gegen uns zu seyn, und damit eure Kinder die Kenntnisse, die sie von diesem erhabenen Wesen und von seinem Willen erhalten haben, nicht wieder vergessen: so werde ich ihnen bis sie ihren Lehrer wiedergefunden haben, selbst täglich einige Unterrichtsstunden ertheilen."

„Heil dem gerechten Manne, unserm Vater!" riefen alle Neger.

Ein junger Mann trat hervor, und schleifte eine getödete Antelope nach sich, die er dem Weißen zu Füßen legte. „Die-

ſes Wild, ſprach er, indem ſein Geſicht vor Freude glühte, habe ich am Morgen geſchoſſen. Ich hab' es für Dich erlegt, denn was nützen mir ſolche Leckerbiſſen? Nimm es!“

„Nicht ſo! ſprach der Weiße. Es iſt der Lohn Deiner Bemühungen. Es wird Dir ſelbſt gut ſchmecken. Es wäre ein Verbrechen, Dir es entziehen zu wollen.“

Dem Jüngling traten die Thränen in die Augen. „Er verachtet mich,“ ſprach er zu ſeinem Nachbar, hinter welchen er beſchämt zurückwich.

„Nein, ſprach der Weiße, der es gehört hatte, ſo böſe war es nicht gemeint. Ich erkenne Deine Liebe, und nehme ſie an, doch unter der Bedingung, daß ſich, da ich auch einige ſolche Thiere erlegt habe, alle mit Dir am Abend zu einem Antelopenſchmauſe vor meiner Hütte verſammeln *).

*) In Afrika ziehen die Antelopen — ſehr ſchön

Jetzt drängte sich noch ein Negerweib hervor, die einen schönen Papagei auf der Hand hatte. „Gerechter Mann, sprach sie, auch ich habe eine Bitte an Dich. Diesen schönen Vogel habe ich jung aufgefüttert, und er ist mir lieb. Sieh nur, wie kirr er ist! Da sitzt er ganz frei auf der Hand! Er könnte fortfliegen, aber er thut es nicht. Er nimmt mit seinem Schnabel den Zucker, den ich zwischen den Lippen halte. Deine Gattin sah ihn neulich bei mir, und er schien ihr zu gefallen. Ich dachte gleich: ob du ihr ihn wohl schenkst? Aber ich schenkte ihr ihn nicht, denn er war mir zu lieb. Aber da sie meine kleine Kalli in den bösen Pocken gewartet und gepflegt, und des Nachts bei ihr gewacht hat, so schenke ich ihr ihn, denn das Leben meiner Kalli ist mir noch lieber,

gebaute Thiere, die zum Hirschgeschlecht gehören — in Heerden von 60 zu 70,000 Stück.

als der schöne Vogel. Ich hätte ihr ihn gern selber überbracht, aber sie wird eine Freude über den haben, der ihr ihn bringt, und ich bin Dir so gut, gerechter Mann, daß ich Dir diese Freude gönnen will.“

So sehr sich auch der Weiße sträubte, so hörte das Weib doch nicht auf zu bitten, und sie setzte ihm denselben endlich auf den Schoos, und hüpfte froh, ihren Willen zu haben, davon.

Jetzt traten die fremden Neger mit den zwei weißen Gefangenen vor, die schon längst die Aufmerksamkeit aller auf sich gezogen hatten. „Gerechter Mann, sprach der Alte, der den Mord derselben bisher verhindert hatte, wir gehören zu dem Volke der Fuhli's, die Du selbst Deine Freunde nanntest. Wir lieben Dich, wir wissen, daß Du gut, weise und gütig bist. Darum kommen wir zu Dir, um uns Deines Raths zu bedienen. Der Ausspruch, den Du thun wirst, wird von

uns gewissenhaft befolgt werden!“ Er erzählte ihm nun alles, was wir bereits von Georgs Grausamkeit und seinem letzten Unglück wissen, und schloß dann mit den Worten: „bestimme Du die Strafe, die dieser Barbar verdient hat!“

Die beiden Weißen hatten während der Erzählung in ängstlicher Erwartung die Blicke zu Boden gesenkt, der gerechte Mann hingegen hatte das Auge nicht von ihnen gewendet. Langsam erhob er sich, als der Redner zu Ende war, und schritt auf die zwei Gefesselten zu. „Zum erstenmale, sprach er mit erstickter Stimme und beklommenem Herzen, wird es mir schwer die Wahrheit zu sagen. Doch es wäre schändlich, wenn ich euer Vertrauen in meine Gerechtigkeit täuschen wollte. Sollte mir auch das Herz brechen, so muß es gesagt seyn: der eine, der so grausam eure Mitbrüder in die Sklaverei raubte, verdient den Tod.

Des andern Schuld ist noch nicht erwiesen. Aber wenn sie auch noch so groß wäre — ich wag' es, euer Erbarmen, eure Schonung zu erflehen, denn — ein Thränenstrom stürzte aus seinen Augen — es sind meine Brüder! — William! — Georg! — rief er bald darauf, indem er die Arme nach ihnen ausstreckte, so müssen wir uns wiederfinden?"

„Robert?" rief der erstaunte Georg.

„Armer, betrogner Bruder! sprach William. Ich kann vor Schaam die Blicke nicht zu Dir erheben."

Robert. Ich merke, wo Du hinaus willst! Schweig davon! — Wollte Gott, Ihr hättet keinen Feind, als euern Bruder. — In diesen Zustand würdet Ihr nie gerathen seyn. — Ihr habt meine Bitte vernommen, fuhr er fort, indem er sich zu den Negern wendete. Was gedenkt Ihr zu thun?

Der alte Mann hatte sich schon schweigend hinter die zwei Gefangenen geschlichen. Er ergriff ein Messer, und zerschnitt die Stricke, mit denen sie gebunden waren. Dann schob er sie sanft in Roberts Arme, und rief: „Um eines solchen Bruders willen ist euch verziehn!“

„Guter, beleidigter Robert, riefen die zwei Befreiten, wie edel bist Du!“ — An seinem Herzen, an seinem Munde, feierten sie die Wonne des Wiedersehens. Er führte sie zu sich in seine Hütte, wo sie ein neues liebliches Schauspiel sahen. Seine einfach, aber reinlich gekleideten Töchter, waren so eben beschäftigt, einen Vogel zu rupfen, den die beiden Söhne auf der Jagd für den Vater geschossen hatten. Ueberall, wo sie hinblickten herrschte Liebe, Wohlwollen, Zufriedenheit. Besonders beschäftigten sich alle auf's zärtlichste mit den beiden Onkeln.

„Aber, Bruder, fragte William end=

lich, durch was für ein Wunder treffen wir Dich hier, wo Du unser Retter geworden bist?"

Georg. Ich hätte nicht geglaubt, daß Du England je verlassen würdest, wo es Dir, wie ich hörte, ziemlich wohl gieng.

Robert. Ich lebte auf meinem kleinen Landgute glücklicher, als ich je zu seyn gewünscht hatte. Die Kolonie auf Sierra Leone wurde errichtet. „Hier, dacht' ich, giebt es Gutes zu stiften, und Menschenwohl zu befördern." Ich verkaufte mein Landgut, um hierher zu gehen. Der Abschied von den guten Bewohnern meines Dorfs kostete mich Thränen, denn sie hatten mich sehr geliebt. Einige Jahre gieng es gut in der neuen Kolonie, aber dies Jahr ist sie von den Franzosen von Grund aus zerstört worden *). Die Einwohner sind theils

*) Im Jahr 1793 wurde die Englische Kolonie

ermordet, theils haben sie sich zerstreut. Ich habe mich mit einem Theile derselben hierher gewendet, aber freilich haben wir alle unser ganzes Vermögen verlohren, und erwarten nun bessere Zeiten.

Georg. Armer Robert, also auch Du unglücklich.

William. Unglücklich? — O nenne den Verlust irdischer Güter kein Unglück! — Robert besitzt ein reines, unbeflecktes Gewissen, er besitzt die Liebe seiner Nebenmenschen. — Ich beneide ihn.

Robert. In der That machen diese zwei Güter, die ich mir durch das redliche Bestreben, tugendhaft zu seyn, erworben habe, daß ich den Verlust, den ich erlitt, wenig empfinde. Sie sind beide ein Glück, über welches kein andres geht.

am Sierra Leoneflusse (sie bestand aus der Stadt Freetown und den umherliegenden Ländereien) wirklich von den Franzosen zerstört.

William. Ehre und Reichthum sind nur Flitter, um welchen uns ein leichter Zufall bringen kann. Wohl dem, der Tugend zu seinem Ziele macht, sie kann ihm durch keinen Zufall entrissen werden! O nur erst gestern haben wir uns an das Gespräch erinnert, welches wir einst über die Bestimmung des Menschen führten. Zu spät haben wir eingesehen, daß Du recht hattest, zu spät haben wir ein Leben verabscheuen gelernt, das mit Lastern besudelt ist.

Beide erzählten ihm jetzt die Geschichte ihrer Handlungen und Schicksale, und der edle Robert weinte über ihre Verirrungen und ihr Unglück bittre Thränen.

„Ihr seht, meine Brüder, sagte er, als sie beide geendigt hatten, daß die Menschen, wenn jeder nur für sein Glück und nicht für Tugend arbeitete, nichts als eine Heerde wilder Thiere wären, von denen eins das andre zu verschlingen suchte. Wo

bliebe aber alsdann die Würde, die wir haben sollen? Was hätte der Mensch, der doch das herrlichste Geschöpf auf der Erde seyn soll, noch vor dem Fuchse und vor dem Wolfe voraus, außer daß ihn seine Klugheit in den Stand setzte, noch boshafter als sie seiner Beute aufzulauern? — Die Welt soll nach dem Plane des Schöpfers durch Liebe erhalten werden; Liebe, Liebe ist das Band, welches die Menschen an einander kettet, aber Liebe entspringt nur aus Tugend.

Georg. Ach, wir haben diese Erfahrung durch große Leiden erkauft.

Robert. Muth, meine Brüder! Euer Unglück ist euer Heil, denn es hat euch die Augen geöffnet, und euch zur Ueberzeugung gebracht, daß nur Tugend unsre Bestimmung, unser einziges bleibendes Gut ist. Bleibt bei mir! Widmet eure künftigen Lebenstage dem Guten! Ich will euch nach Kräften in Euern Bemühungen behülflich seyn.

William. Wohlan denn, edler Bruder, wir nehmen Deine Vorschläge an! Du wirst unsre Seelen vom Laster retten, wie Du unser Leben aus den Händen der Feinde gerettet hast.

Georg. Und Dein wird das Verdienst seyn, wenn wir von nun an Tugend auch unsre Bestimmung seyn lassen, wenn wir gute Menschen werden.

11.

Wir sollen auch glücklich werden, aber unser Glück muß der Tugend untergeordnet seyn, und das Streben nach dem erstern darf der letztern nicht schaden.

„Predige Du noch einen ganzen Tag, rief die sanfte Pauline, Du wirst mich doch nicht überzeugen, daß meine Meinung irrig sei. Ich weiß nicht, woher das kömmt, aber es ist nun einmal so.“

„Die Ursache ist vielleicht die, erwiederte die lustige Julie, daß Du unter Glück etwas ganz anders verstehst, als ich.“

Pauline. Laß doch also hören, was Du darunter verstehst!

Julie. Besinne Dich nur auf die

Schlittenfahrt, die wir neulich hatten. Als wir mit der Schnelle eines Vogels über den glatten Schnee dahingeglitten waren, und dann von der Frau Müller in Bernsdorf in ein warmes Stübchen geführt wurden, wo wir uns wärmen konnten, und wo Kaffee und Waffeln für uns bereit standen; als dann unsre gute Tante uns Räthsell aufgab, und wir einander, wenn wir sie nicht erriethen, neckten; als endlich die beiden ältesten Wagner mit einer Geige und einem Basse Musik zu machen anfingen, und wir Mädchen alle auf einmal uns nach dem Takte herumdrehten, da klatschten wir einmal über das andre in die Hände, und riefen: wie glücklich sind wir heute!

Pauline. Das riefen wir, denn wir waren es.

Julie. Aber warum nannten wir uns glücklich? Doch wohl weil wir so vergnügt

waren? — Wer also vergnügt ist, der ist glücklich.

Pauline. Aber so müßte der Bettler, wenn er sich freut, daß er vor einem Hause eine größere Gabe erhält, als in dem andern, auch glücklich seyn.

Julie. In dem Augenblicke, da er sich darüber freut, ist er es ganz gewiß.

Pauline. Woher kömmt es denn aber, daß wir ihn dennoch unglücklich nennen?

Julie. Weil wir nicht auf einen einzelnen Augenblick in seinem Leben, in welchem er froh war, sondern auf sein Leben überhaupt sehen. Immer froh kann man nicht seyn, aber gewiß giebt es auch keinen Menschen, der immer traurig wäre. Unser Leben ist dem Himmel ähnlich, der bald heiter, bald umwölkt ist. Wenn wir von einem Menschen sehen, daß er in seinem Leben öfter traurig war, als fröhlich: so nennen wir ihn unglücklich. Wenn wir aber finden,

daß er weit mehr Ursache hat vergnügt, als mißvergnügt zu seyn: so nennen wir seinen Zustand Glück.

Pauline. Du giebst mir doch also zu, daß es keinen vollkommen glücklichen Menschen giebt?

Julie. Warum sollte ich nicht? Der gütige Schöpfer gab uns so viel Güter, das heißt, so viel solche Dinge, deren Genuß uns Freude gewährt, und die uns also glücklich machen können, daß wir sie unmöglich alle zu erlangen im Stande sind.

Pauline. Siehst Du, Julie, also sind es diese Güter auch nicht werth, daß ich mich um sie bemühe. Denn was hilft mir mein Streben nach Glück, da dieses, wenn mir auch alles recht gut gelingt, doch immer nur ein Anfang bleibt, und nie vollkommen werden kann.

Julie. Das scheint mir sehr fehlgeschlossen zu seyn. Weil ich mir keine so

schöne Kleider kaufen kann, als unsre Fürstin: soll ich darum gar keine Kleider tragen? Und weil ich nicht ganz glücklich werden kann, soll ich darum nicht suchen wenigstens so glücklich zu seyn, als es mir möglich ist?

Pauline. Oft ist der Werth dieser Güter nur eingebildet. Meister Greif, unser Schneider, hat seine Stube rings herum mit Bildern behangen, und wenn ein Bilderhändler herkömmt: so ist sein erster Gang zu Meister Greif, weil er gewiß weiß, daß er bei ihm etwas von seiner Waare los wird. Die Bilder sind ein Gut für diesen Mann, denn er fühlt sich in ihrem Besitz glücklich. Aber, lieber Himmel, wer wird sich mit ihm über seine Bilder freuen? Er sieht nur auf bunte Farben, ob sie übrigens richtig gezeichnet sind, oder nicht, das ist seine Sorge nicht. Daher sind sie oft des Rahmens und Glases nicht werth.

Julie. Richtig. Die Schönheiten, über die er sich freut, sind nur eingebildet. Aber siehst Du nicht, daß er sich eben so wohl bei diesen wenig kostbaren Gütern befindet, als wenn es die schönsten Gemählde eines Raphael *) wären? Mögen hundert andre Augen das häßlich finden, was er schön nennt, was kümmert das ihn? Freut er sich doch darüber! Das Glück, das sich einer blos einbildet, ist für ihn von eben so viel Werth, als ein wahres, denn er hat ja den festen Glauben, daß es wahr sey. Liebe Pauline, wenn wir die Sache bei Lichte besehen, so möchte wohl ein großer Theil unsers irdischen Glücks blos eingebildet seyn.

*) Raphael ist der größte Mahler, welchen Italien je hervorgebracht hat, und wenn eine Gemähldesammlung Stücke von diesem Künstler besitzt: so verwahrt sie in ihnen einen wahren Schatz.

Pauline. Ist es aber nicht thöricht, solchen Dingen nachzujagen, die keinen wahren Werth haben? Würde es nicht besser seyn, ihre Nichtigkeit einsehen und sie verachten zu lernen?

Julie. Du nimmst das zu genau. Freilich müssen wir lieber die Wahrheit zu erforschen suchen, als uns durch den Schein täuschen lassen. Aber dann würde auch in der That der größte Theil der Glücksgüter aufhören, Güter für uns zu seyn, denn bei den meisten liegt etwas mehr oder weniger Eingebildetes zum Grunde.

Pauline. Und wenn sie alle dabei verloren giengen, ich wollte doch lieber der Wahrheit folgen, als von einem Irrthume abhängen.

Julie. Sei es! Aber es giebt auch Güter, deren Werth nicht auf der bloßen Einbildung beruht z. B. Gesundheit und guter Name. Die wirst Du doch der Mühe, sie zu suchen, für werth halten?

Pauline. Weist Du nicht, daß das Streben darnach den Menschen lasterhaft machen kann?

Julie. Man muß seine Tugend noch höher achten als sein Glück, und dieses nicht haben wollen, wenn jene dabei Schaden leiden sollte. Ich putze mich zwar recht gern, aber wenn mir meine Eltern nicht erlauben, dieses oder jenes Kleid, das mir gefällt, zu tragen: so möchte ich in aller Welt nicht ungehorsam seyn, um mich putzen zu können.

Pauline. Ich möchte Dich nicht auf die Probe stellen. So lange ich die Neigung in mir habe, glücklich zu seyn, so lange habe ich auch Lust zu fehlen. Denn diese Neigung wird mich eher oder später zu Fehltritten verleiten. Ich muß sie also unterdrücken.

Julie. Wunderbares Mädchen, eine so unschuldige Neigung willst Du unterdrücken?

Pauline. Fällt Dir das so auf? Ma-

chen nicht die Neigungen zusammen das aus, was man die Sinnlichkeit nennt? Und haben wir nicht erst neulich gehört, daß sich der Mensch von der Sinnlichkeit los machen, und nur der Tugend leben müsse? — Ich bleibe bei meinem Entschlusse! Ich will blos suchen gut zu werden, aber nie soll es mir einfallen auf Lebensfreuden zu denken, und so etwas für mein Glück zu thun.

Julie konnte zwar nichts gegen diesen Entschluß einwenden, weil sie einige Behauptungen Paulinens billigen mußte, aber doch schien er ihr im Ganzen nicht vernünftig zu seyn. Beide Schwestern befanden sich jetzt bei einer Tante, deren Gesellschafterinnen sie seyn, und deren Vermögen sie einst erben sollten. Pauline hatte ihr achtzehntes und Julie ihr sechszehntes Jahr erreicht. Da die letztere nichts hatte, womit sie die ältere Schwester widerlegen konnte: so gieng sie zur Tante, um sie von dem Vorsatze Pau-

linens zu unterrichten, und ihre Meinung zu hören. Um sich noch genauer von allem zu überzeugen, und die Ursachen, welche sie dazu antrieben, von ihr selbst zu hören, lies sich diese mit Paulinen in ein Gespräch darüber ein, in welchem die letztere ihren Entschluß mit eben den Gründen vertheidigte, mit welchen sie ihn gegen Julien in Schutz genommen hatte. Die Tante hütete sich wohl, ihr das Falsche derselben zu zeigen, sie beschloß ihn durch die Sache selbst zu widerlegen.

Es war noch Winter, und die Bälle und Koncerte, womit man die langen Abende in dieser Jahreszeit hinbringt, waren noch nicht zu Ende. Die Tante besuchte sie mit Julien, aber Pauline mußte allemal zu Hause zurückbleiben. „Diese Freuden, sprach sie mit angenommenem Ernste, sind für Dich nichts, mein Kind! Du hast sie selbst nicht haben wollen, ich will Dich nicht verführen,

und Dich Deinen Grundsätzen untreu machen." Pauline härmte sich nicht im geringsten, daß sie diese Freuden einbüßen mußte, denn sie hatte sie nie geliebt. Während Julie die halbe Nacht durch auf dem Balle tanzte, arbeitete sie an ihrem Strickstrumpfe, oder las in einem nützlichen Buche. Wenn am andern Tage Julie ihr das Vergnügen rühmte, welches sie gefunden hatte: so war sie nichts weniger, als neidisch darüber. Julie wollte dadurch Lust zu diesen Vergnügungen in ihr erregen, und Pauline war schon froh ihre Neigung zum Vergnügen unterdrückt zu haben, aber beide irrten sich.

Die Tante merkte gar bald, daß man durch Entziehung solcher Freuden nichts bei Paulinen ausrichtete. Aber lächeln mußte sie, daß diese glaubte, daß sie jede Freude gleichgültig aufgeben könne. „Meine Nichte täuscht sich, sprach sie. Wenn ein Mensch

auch eine Art von Freuden nicht achtet, so liebt er doch gewiß eine andere. Ich muß durch andere Mittel zu meinem Zwecke zu gelangen suchen.“ Pauline hatte sich einige Hyacinthen aus den Zwiebeln gezogen, und diese hatten bereits eine Menge Knospen getrieben. Die Tante wußte, daß sie sehr viel auf diese Blumen hielt, daß sie sie alle Morgen begoß, und auf's sorgfältigste wartete. Sie nahm sie ihr daher eines Abends, da sie schon schlafen gegangen war, aus ihrem Zimmer weg. Am folgenden Morgen vermißte Pauline sogleich ihre Blumen. Dieser Verlust that ihr sehr weh. „Ach, sprach sie, ich liebte sie so sehr! Was für eine Freude würde es gewesen seyn, wenn ich nun bald die ersten Blumen des Jahres sich unter meinen Händen hätte entfalten sehen!“ — Sie war wirklich einen Augenblick traurig, aber bald erinnerte sie sich wieder an ihren Vorsatz. „Pfui, sprach sie, wie

schwach war ich, daß ich mein Herz an eine so unbedeutende Sache hängen konnte! Wohlan, ich kann auch diese Freude entbehren!“ Sie wischte sich eben die letzte Thräne aus den Augen, als die Tante hereintrat. „Tantchen, rief sie ihr lächelnd entgegen, ich bin um meine Hyacinthen gekommen, aber ich traure nicht.“ — Mit einigem Unwillen versetzte diese: „ich hätte nicht geglaubt, daß meine Pauline ihr Herz so verhärten würde. Diese erkünstelte Kälte bei dem Verlust einer der unschuldigsten Freuden ehrt Dich nicht!

Der Frühling kam herbei. Pauline gieng mit Julien auf den Wiesen vor der Stadt, die in einem frischen Grün prangten, spazieren. Zwei Knaben liefen einem bunten Schmetterlinge nach, der von einer Blume zur andern flog. Als sie ihm aber nahe genug gekommen waren, und beide ihre Hände ausstreckten, um ihn zu haschen, da

warf der eine, aufgebracht darüber, daß er die Freude ihn zu besitzen nicht allein haben sollte, den andern rückwärts zu Boden, daß er zu weinen anfieng.

„Siehst Du, sprach Pauline, daß das Streben nach Freude uns boshaft macht. Dieser Knabe würde den andern nicht so hämisch niedergeworfen haben, wenn der Besitz des bunten Schmetterlings ihn nicht dazu gereizt hätte.“

Julie. Warum hieng er dieser Freude zu sehr nach? — Es kömmt ja blos auf uns an, ob wir uns von unserer Vernunft, oder von unserer Neigung beherrschen lassen wollen.

„Die Freude, die er sich versprach, war doch die nächste Veranlassung zu seiner bösen Handlung. Ohne sie würde er gütig und wohlwollend geblieben seyn.“ So sprach Pauline, und wurde in ihrem Vorsatze noch mehr bestärkt.

Die Tante pflegte sich alle Jahre, sobald der Frühling zurückgekehrt war, einige Wochen zu einer Freundin auf's Land zu begeben, um hier die schöne Natur zu genießen. Ihre zwei Nichten hatten sie allemal begleiten müssen. Diesmal verlies sie die Stadt zwar auch, aber nur Julie durfte ihr Gesellschaft leisten. Paulinen, die ganz allein zurück blieb, kränkte das um so mehr, da die Tage, welche sie auf dem Lande verlebt hatte, immer so schön, so angenehm verflossen waren. Sie liebte die Natur, sie verweilte gern in ihr, wenn sie die Bäume mit Blüthen schmückte, sie nahm gern an den ländlichen Geschäften Theil. Sie hatte schon lange sehnsuchtsvoll die Zeit erwartet, wo sie mit ihren jungen Freundinnen im Dorfe sich im Freien herumtreiben, und eine Sichel in der Hand tragend, in's Heu gehen, oder die um sich versammleten Hühner füttern, oder die Schaafe ihrer Wirthin aus

der von der Weide zurückkehrenden Heerde des Dorfs absondern wollte. Ach, das alles konnte nun nicht geschehen! Zwei ganze Tage nach einander wurden ihre Augen nicht trocken, und sie fühlte sich sehr geneigt, die Tante hart und grausam zu nennen. Endlich gewannen ihre Vorsätze wieder die Oberhand, und sie sprach: „es ist gut, daß das so kömmt. Auf diese Weise lerne ich die Freuden immer mehr entbehren, die man dem Menschen für unentbehrlich hält. Die Tante soll sehen, daß ich leben und ein gutes Mädchen seyn kann, ohne an ihrem Glücke Theil zu nehmen.“ Sie war nun zwar ruhiger, aber doch wurde sie nicht eher wieder recht heiter, als bis die vierzehn Tage verflossen waren, und die Tante wieder zurückkehrte.

Pauline hatte einen Bruder, der in dem Hause der Eltern lebte, und mit welchem sie in einem ununterbrochenen Briefwechsel stand.

Kein Vorfall, den sie erlebte, war so unwichtig, daß er nicht hätte dem Bruder gemeldet werden sollen; dahingegen dachte und empfand dieser auch nichts, was nicht in dem nächsten Briefe an die liebe Schwester ein Plätzchen gefunden hätte. So kam es denn, daß Pauline oft ganze Bogen mit dem, was sie ihm erzählte, anfüllte, und daß sie selbst am Tage, an welchem die Post von Grünhayn ankam, voll ungeduldigen Erwartens am Fenster stand, um zu sehen, ob der Briefträger ihr den gehofften Brief ihres Wilhelms bald bringen würde. Die Tante untersagte ihr diesen Briefwechsel jetzt ganz. Sie selbst nahm die Briefe Wilhelms an sich, und Pauline, die nichts von dem Inhalte derselben erfuhr, durfte ihm nicht mehr schreiben, was im Hause der Tante vorgieng. Der Kummer, den das arme Mädchen darüber empfand, war unbeschreiblich gros. Sie suchte sich dadurch

zu entschädigen, daß sie in Ermangelung neuer die alten Briefe ihres Bruders, die sie gesammlet hatte, desto fleißiger las, ob sie gleich mehrere derselben schon auswendig herzusagen wußte. „Und was ist's denn nun? sprach sie endlich getrost zu sich selbst. Meine Tante hat mir ein Vergnügen entzogen, auf welches ich, wenn ich meinem Vorsatze hätte treu seyn wollen, schon längst Verzicht geleistet haben sollte. Sie hat Recht. Auch dieses Vergnügen konnte meiner Tugend schädlich werden; das Briefschreiben konnte mich von nöthigern Dingen abhalten, und zu einer unanständigen Schwatzhaftigkeit verleiten." Sie übergab jetzt ihrer Tante auch die alten Briefe, die sie von Wilhelm vorräthig hatte, und glaubte ihr dadurch einen Beweis gegeben zu haben, wie stark sie in ihren Vorsätzen sei.

Indeß mochte sie soviel Ruhe und Gleichgültigkeit erkünsteln, als sie wollte, sie

konnte sich doch einer gewissen Schwermuth nicht erwehren, die sie bisweilen überfiel. Um sie zu zerstreuen eilte sie zum Klavier, spielte zu dem Gesange eines Liedes, und gieng erheitert von demselben weg. Die Tante merkte, daß ihr die Musik jetzt lieber sey, als je, und sie that ihr kund, daß das Klavier morgen aus dem Hause kommen würde, weil sich ein Käufer dazu gefunden habe. Das war eine schreckliche Nachricht für Paulinen. Sie bat die Tante auf's dringendste ihr das Klavier zu lassen. „Ja, sprach sie, wenn ich die Musik, zum bloßen Vergnügen triebe: so möchten sie es immer verkaufen, aber das ist's nicht. Ich treibe die Musik, weil sie einem Frauenzimmer vielfachen Nutzen bringen kann." Das glaubte die Tante ihr zwar nicht, aber doch gab sie ihren Bitten Gehör, und das Klavier wurde nicht verkauft.

Mitten im Sommer kam die Mutter der

beiden Mädchen nach Langethal, wo die Tante wohnte. Was für eine Freude war das nicht für Julien, die vom Morgen bis an den Abend bei ihr war! Pauline genoß diese Freude nicht, denn es war ihr untersagt, zur Mutter zu gehen, und eben so wenig kam diese, mit welcher die Tante deshalb Abrede genommen hatte, zu ihr. Jetzt war sie in der That auf eine harte Probe gestellt, und so oft sie es sich auch immer sagen mochte, daß der Mensch sich die Freuden des Lebens versagen müsse: so blieb doch ihre Sehnsucht so stark, daß es ihr nur mit Mühe gelang, sie zu unterdrücken. Ach, sie hatte die gute Mutter seit dritthalb Jahren nicht gesehen; sie hatte so manches auf ihrem Herzen, was sie ihr sagen wollte, sie hatte ihr Beweise von dem geben wollen, was sie seit der Trennung von ihr gelernt hatte, und sich schon im Voraus auf ihren Beifall gefreut. Und doch war es ihr nicht,

wie ihrer glücklichen Schwester, vergönnt, sie zu sehen! Sie war wohl zwanzigmal auf dem Wege die Tante auf's flehentlichste zu bitten, daß sie ihr Verbot zurücknehmen möchte, dennoch unterlies sie es, aber nicht aus Troz, sondern weil sie sich schämte und von der Tante ausgelacht zu werden fürchtete, wenn sie sie selbst jezt um eine von den Freuden bäte, die sie aus ihrem Leben ganz verwiesen hatte. Diese Schaam war eben so falsch, als marternd für sie.

Sie schlich den ganzen Tag stumm im Hause umher, ihr Blick war trübe, in ihrem Gesicht waren die Wehmuth und der Schmerz, den sie sich im Grunde selbst machte, leicht zu erkennen, und wenn ihr jemand scharf in's Auge sah: so füllte sich dieses mit Thränen, und ihre Lippe zuckte. Am fünften Tage traf die Mutter wieder Anstalten zu ihrer Abreise. Die Angst, die Unruhe Paulinens erreichten jetzt den höch-

sten Gipfel, je näher der Augenblick kam, der ihr die Mutter wieder entreißen sollte. Sie fand im ganzen Hause ihr Bleiben nicht; das Klavier konnte sie nicht erheitern; sie begab sich in die entfernteste Laube des Gartens, rang hier die Hände und weinte bitterlich. Aber immer lauschte sie, ob nicht jemand kommen und sie in ihren Thränen überraschen würde, deren sich die Thörin schämte, weil sie glaubte, eine Freude, die man nicht genießen könne, sey nicht werth, daß man Thränen darum vergieße.

So lang war ihr noch kein Tag geworden, als dieser, denn sie hatte noch an keinem so viel gelitten. Am Abend sagte die Tante zu Julien; „komm, Mädchen! laß uns zu Deiner Mutter gehen! Diesen Abend sehen wir sie zum letzten Mahle, denn morgen mit Anbruch des Tages verläßt sie uns! Wir müssen ihr unser Lebewohl sagen.“ Diese Worte fielen schwer auf Paulinens

Herz. Sie starrte mit bethräntem Blicke vor sich hin, und ihr Inneres war den quälendsten Empfindungen Preis gegeben. Julie hatte sich angezogen; sie wollten gehen. Jetzt konnte sich Pauline nicht länger halten. Sie vertrat ihrer Tante den Weg, sie fiel ihr schluchzend in die Arme. „Was ist Dir, Pauline?“ fragte diese.

„Ach Gott, meine Mutter! antwortete Pauline. — O ich Unglückliche! darf ich sie denn gar nicht sehen?“

„Nun ist es Dir erlaubt!“ erwiederte die Tante. Pauline flog zu ihren Kleidern, und in wenig Augenblicken genoß sie das Glück, ihre Mutter zu umarmen, und mit ihr zu sprechen. Um der guten Tochter willen verweilte diese noch ein paar Tage länger in Langethal. Als sie endlich abgereist war: so fragte die Tante Paulinen, wie es gekommen sey, daß sie diesmal ganz gegen ihren Entschluß nicht nur ein Vergnügen habe

genießen, sondern auch um die Gewährung desselben habe bitten können?

Pauline. Ach, liebe Tante, die Sehnsucht meine Mutter zu sehen war so groß, daß ich ihr nicht widerstehen konnte. Hab' ich einen Fehler begangen, so mag mir ihn der Himmel verzeihen.

Tante. Was könntest Du für einen Fehler begangen haben? — Sieh, Pauline, die Freude, die man aus dem langentbehrten Anblicke einer geliebten Mutter schöpft, ist ein so unschuldiges Vergnügen, daß wir unrecht gegen uns selbst handeln würden, wenn wir es uns versagen wollten.

Pauline. Ich fühle wohl, daß manche von den Freuden unseres Lebens ohne Gefahr für unsere Tugend genossen werden können, aber ich bin zu furchtsam, als daß ich mir sie verschaffen sollte, weil ich weis, daß es auch andere giebt, die uns von der Tugend abführen.

Tante. Glücklicher Weise kann man sie durch das flüchtigste Nachdenken unterscheiden lernen. Niemand wehrt es uns Freuden zu genießen, bei welchen wir, weder dem Wohlbefinden unserer Nebenmenschen, noch unserer Ehre, noch unserer Sittlichkeit schaden. Diese sind es eben, die man unschuldig nennt. Wir können uns über eine Blume, über die lieblichen Töne eines Klaviers, über Briefe, die wir von unsern Freunden erhalten, über den Besitz einer guten Mutter und über tausend andere Güter des Lebens freuen, und dabei die besten Menschen seyn.

Pauline. Ich fürchte nur, liebe Tante, daß man sein Herz auch an diese unschuldigen Freuden zu sehr hängen, und dadurch vom Guten abgehalten werden kann.

Tante. Man kann Freuden genießen, aber man muß sich nicht von ihnen beherrschen lassen. Das will auch das Sprichwort

sagen: entbehre und genieße. Der Mensch hat ja Vernunft, um die Vortheile und Nachtheile, die jedes Vergnügen haben kann zu prüfen, und freien Willen, um, wenn es ihm schädlich seyn sollte, seinen Reizen zu widerstehen.

Pauline. Aber wenn man nun doch fehlt: so sind ja diese Freuden, die man Glück nennt, die erste Ursache unseres Fehlers. Wir würden tugendhaft geblieben seyn, wenn wir sie nicht kennen gelernt hätten.

Tante. Ganz gut, aber was ist das für eine Tugend, die der geringsten Gefahr unterliegt? Tugend muß fest seyn, und nur dadurch, daß wir sie in unserm Streben nach Glück nicht unterliegen lassen, können wir sie befestigen. Wer sich von der Welt entfernte, und nie nach ihren Gütern trachtete, der hat freilich nie gefehlt, aber seine Tugend ist auch keine große Kunst, weil er

alle Lagen vermied, wo er hätte beweisen können, daß er im Guten standhaft blieb. Siehst Du, meine liebe Pauline, so trägt unser Glück selbst mittelbar zur Erhaltung und Stärkung unserer Tugend bei, und um der letztern willen müssen wir sogar das erstere wollen. Noch mehr, wenn wir selbst Freuden genießen, und das Angenehme derselben empfinden: so wird unser Herz auch gefühlvoll für die Freuden unsers Nebenmenschen, und wir nehmen gern Theil daran. Wer gewohnt ist, sich alle Freuden zu versagen, der ist auch nicht aufgelegt, die Freuden seiner Brüder und Schwestern zu befördern, denn er will, daß alle so hart gegen sich seyn sollen, wie er.

Daß die letztern Worte der Tante wahr waren, das erfuhr Pauline bald. Vor der Stadt wohnte in einem abgesonderten Hause ein Mann, der, wie alle wußten, großes Vermögen besaß, der aber äußerst eingezo-

gen lebte, sich jede Freude versagte, und um die Menschen um und neben ihm sich gar nicht bekümmerte. Sein Haus war ehemals schön gewesen, aber jetzt war es halb eingefallen, weil er den Grundsatz hatte, daß es schon so lange, als er lebte, halten würde, und also nie einen Schaden hatte ausbessern lassen. In seinem Zimmer waren ein Tisch und einige alte Stühle alles Geräth, welches er besaß. Seit dreißig Jahren hatte ihm kein Schneider ein Kleid verfertigt, und er begnügte sich die von seinem Vater geerbten Kleidungsstücke anzuziehen, so abgetragen diese auch waren. Er brachte sein Leben in der größten Einsamkeit zu, und seine einzige Beschäftigung war das Lesen geistlicher Schriften.

Dieser sonderbare Mann besaß einen großen Garten, der aber, weil niemand ihn seit langer Zeit bearbeitet hatte, eher eine Wildniß zu nennen war. So große Kosten

es auch verursachen mußte, wenn er wieder in einen guten Stand gesetzt werden sollte: so beschloß Paulinens Tante doch, da ihr die Lage desselben gefiel, diese nicht zu scheuen, wenn sie ihn von seinem Besitzer erhalten könnte. Sie lies den Reichen zu sich einladen, aber die Einladung mußte mehrere Male wiederholt werden, ehe er erschien. Als ihn die Tante fragte: ob er nicht Lust hätte, ihr seinen Garten abzulassen: so antwortete er trocken: „ich verkaufe ihn nicht.“ Jene glaubte, daß sie ihn durch Geld werde locken können, sie versicherte ihn also, daß der Kaufpreis gleich baar erfolgen sollte, aber er schüttelte den Kopf und sprach: „ich brauche kein Geld.“ „Aber, erwiederte die Tante, Ihnen, mein Herr, hilft der Garten in seinem gegenwärtigen Zustande gar nichts, und mir würden Sie eine große Freude machen, wenn Sie mir ihn ließen.“ — „Ach, versetzte der Sonderling ziemlich

hart, ich habe in meinem Leben kein Gartenvergnügen genossen. Sie können es auch leicht entbehren.“

Die Tante sah bei diesen Worten Paulinen an. Diese verstand sie, und dachte: die Tante hat Recht. Wer gewohnt ist, sich Freuden zu versagen, der ist auch nicht aufgelegt, andern Freude zu machen. O ich sehe nun ein, daß man, wenn man sich von den Freuden des Lebens entfernt, zur Untugend geführt wird.

Bald darauf ereignete sich ein Vorfall, der Paulinen völlig von ihrem unseligen Wahne heilte. Schwester Julie ward krank, und ein heftiges Fieber drohte, sie in's Grab zu stürzen. Ach, sprach da Pauline, meine gute Schwester ist die Freude meines Lebens. Sie schwebt in Gefahr; sie soll mir entrissen werden. Soll ich nicht alles thun, sie mir zu erhalten? — Wahrhaftig es würde ein Verbrechen seyn, wenn ich sagen wollte: ich

will auch diese Freude entbehren, denn ich würde Julien dann offenbar dem Tode Preis geben, von welchem sie vielleicht noch durch meine Pflege gerettet werden kann. Jetzt sehe ich, daß ich, wenn ich mein Glück aufgebe, in vielen Fällen auch meine Tugend aufgeben würde. Ich bin eine Thörin gewesen. Sie verlies nun die kranke Julie nie. Sie wartete sie, sie reichte ihr die Arzneien, sie wachte des Nachts an ihrem Lager. Zum Lohne ihrer Bemühungen hatte sie bald das Vergnügen, daß Julie von ihrer Krankheit gänzlich befreit wurde, und daß sich die verlohrnen Kräfte allmählich wieder einstellten.

„Du verdankst, sprach die Tante nach Juliens gänzlicher Wiederherstellung, die Rückkehr Deiner Gesundheit großentheils der Sorgfalt Deiner Schwester. Pauline hat der Freude, eine geliebte Schwester zu besitzen, nicht entsagen können, darum war sie so sehr für Dich besorgt.“

„Ich werde nie wieder einer Freude entsagen, erwiederte Pauline, die so unschuldig, und zugleich in ihren Folgen so wohlthätig ist, wie diese. Sie brauchen mir nun die Blumen nicht mehr zu nehmen, und den Briefwechsel mit Wilhelm nicht mehr zu verbieten, liebe Tante, denn ich bin zur Einsicht gekommen.“

„Recht so, meine Pauline. Jetzt bist Du wieder, wie ich Dich haben will, jetzt zeigst Du wieder menschliche Gefühle. Dein Entschluß war unnatürlich. Gott hat uns nicht blos als vernünftige, sondern auch als sinnliche Wesen geschaffen, er hat uns außer dem Gesetze, das uns zur Tugend ruft, auch einen immer regen Trieb nach Glückseligkeit eingepflanzt, und, damit wir ihn befriedigen können, die Erde reichlich mit Gütern ausgestattet. Weder jenen, noch diese kann seine Allweisheit umsonst geschaffen haben. Wir sollen so viel Freu=

den der Erde genießen, als wir nur immer können, aber Vernunft soll uns im Genusse leiten *).

*) Daß man hingegen die Erwerbung der Freuden des Lebens, oder mit andern Worten die Beförderung seines eignen Glücks nicht für die höchste Bestimmung des Menschen halten müsse, lehrt die vorhergehende Geschichte.

III.

Das Wesen der Tugend.

In acht Erzählungen.

I.

Der wahrhaft Tugendhafte sucht sich nicht bloß einige, sondern alle Tugenden zu erwerben. Besonders strebt er sich von Lieblingsfehlern los zu machen.

Wir nennen eine Handlung oder Gesinnung gut, wenn sie mit dem Sittengesetz übereinstimmt. Die möglichste Uebereinstimmung unsrer Gesinnungen und Handlungen mit dem Gesetze der Vernunft ist das, was wir Tugend nennen. Aber man sieht leicht, daß die Fälle, in welchen die erstern dem letztern gemäß seyn können, sehr verschieden sind. Andere Vorschriften macht uns die Vernunft z. B. im Mangel, andere im Ueberfluß; ge-

gen Eltern schreibt sie uns Gehorsam, gegen Geschwister Dienstfertigkeit, gegen Nothleidende Mitleid vor. Unser sittliches Verhalten in jedem dieser besondern Fälle wird auch Tugend genannt. Es giebt also eine Tugend im weitern, und eine im engern Sinne, und die letztere ist eine bloße Anwendung der erstern, oder mit andern Worten: die Tugend begreift viele Tugenden in sich, d. h., man kann es in jedem besondern Falle auf eine andere Weise zeigen, daß man tugendhaft ist. Ein Mensch kann also oft einige Tugenden besitzen, ohne darum tugendhaft überhaupt zu seyn; gewiß aber bleibt es, daß er das letztere nicht ist, wenn man ihn in gewissen Fällen das Gesetz der Vernunft zwar kennen, aber doch unsittlich handeln sieht.

Diese Wahrheit ist so einleuchtend, daß ich nicht weiß, warum meine Luise sie nicht begriff. Ich hatte als Vater viele Ursachen

mit ihr zufrieden zu seyn. Sie war ein gehorsames, gutes, sanftes Mädchen, und mit Vergnügen sah ich, daß der Unterricht, welchen ich ihr ertheilte, nicht ohne Nutzen blieb. Sie hatte in der Erdbeschreibung, Geschichte und Naturgeschichte so gute Fortschritte gemacht, daß sich meine Freunde, wenn sie mich besuchten, gern mit ihr unterhielten; sie las ein deutsches Buch mit Gefühl, und wir alle wurden still und hörten ihr zu, wenn sie uns eine Fabel von Gellert, oder ein Lied von Gleim *) vorzulesen anfieng, denn der Ton, der Ausdruck, welchen sie in alles legte, rührte uns; sie sprach ziemlich fertig Französisch, und in Betreff weiblicher Arbeiten gab ihr ihre Mutter, die sie schon gut in der Wirthschaft brauchen

*) Zwei beliebte deutsche Dichter, deren Gesänge man jungen Menschen wegen ihrer Leichtigkeit und der edeln Empfindungen, die darin herrschen, empfehlen darf.

konnte, vor allen ihren Geschwistern das beste Zeugniß. Was mir aber lieber war als das alles: so war es mir gelungen, ihr Herz für die Tugend einzunehmen. Sie war von ihrem Werthe überzeugt, sie liebte sie, sie suchte ihre Handlungen nach den Vorschriften derselben einzurichten. Sie begieng zwar öfters Fehler, aber keinen einzigen aus wirklicher Bosheit; Unvorsichtigkeit war immer die Ursache derselben, und wenn ich ihr nachher Vorstellungen darüber machte, so war sie im Stande, Stundenlang bittere Thränen der Reue zu vergießen.

Nur einer ihrer Fehler schien mir bedenklich, und zwar um so mehr, weil sie ihn nicht für einen Fehler anerkennen wollte, oder weil sie ihn wenigstens nicht als einen solchen abzulegen Anstalt machte. Wenn sie ihre Mutter wegschickte: so blieb sie fast allemal länger aus, als sie sollte. Dies rührte nicht etwa von einer angebornen Schläfrig-

keit her, im Gegentheil wußten wir, daß sie das, was wir ihr auftrugen, eben so schnell als geschickt ausrichtete. Vielmehr war Leichtsinn die Ursache davon. Wenn sie für die Mutter etwas außer dem Hause holen sollte: so hatte sie erst eine Menge von ihren eigenen oft ziemlich unnützen Geschäften abzumachen, ehe die Reihe an die Ausrichtung desjenigen kam, welches ihr von der Mutter aufgetragen worden war. Da hatte sie dieser oder jener ihrer Freundinnen, die am Wege wohnten, etwas zu sagen, diese und jene Kleinigkeit für sich einzukaufen, und daher kam es denn, daß wir sie oft erst in der Stunde wiedersahen, wenn wir sie schon in einigen Minuten zurück erwartet hatten.

Ich machte ihr wiederholte Vorstellungen wegen dieser Unart, die Mutter, die am meisten dabei litt, weil ihr durch Luisens Außenbleiben, wenn sie in das Kaufmannsgewölbe geschickt worden war, mehr als ein=

mal das Essen verdarb, schalt sie, und doch sahen wir keine Aenderung in ihrem Betragen. Sie schwieg, wenn sie Vorwürfe erhielt, sie versprach, sich in Zukunft mehr nach unsern Wünschen zu richten, aber ich merkte wohl, daß sie es mehr versprach, weil sie uns wieder mit sich aussöhnen wollte, als weil sie von der Schädlichkeit ihres Fehlers überzeugt war. Ich fragte sie mehr als einmal, was sie dächte, daß am Ende daraus werden sollte, aber sie blieb mir jedesmal die Antwort schuldig.

Indeß fand sich doch endlich eine Gelegenheit, ihre wahre Gesinnungen in diesem Punkte kennen zu lernen. Es hatte mich einmal einer meiner Jugendfreunde besucht, welchen ich in vielen Jahren nicht gesehen hatte. Die paar Tage, welche er bei uns zubrachte, gehören unter die frohesten, die wir gelebt haben, und so wie wir uns bemühten, ihm seinen Aufenthalt so angenehm,

als möglich zu machen, so lies er sich es hingegen angelegen seyn, uns durch Scherz und durch Zufriedenheit mit dem, wodurch wir ihn zu ergötzen vermochten, aufzuheitern. Meine Luise liebte er sehr; er hatte ihr nicht nur von Zeit zu Zeit Tücher, Bänder u. dergl. geschickt, sondern auch diesmal Musselin *) zu einem Kleide und einen modischen Fächer mitgebracht. War es also nicht Pflicht, daß sie sich durch Gefälligkeit der Liebe dieses Mannes werth machte?

Sie that dies auch wirklich, so lange er bei uns war, nur in dem letzten Augenblicke seines Besuchs fiel eine Unregelmäßigkeit

*) Musselin — das bekannte feine baumwollene Gewebe — wurde zuerst in Ostindien verfertigt. Jetzt fertigt man es auch in England und Deutschland. Die wichtigsten Deutschen Musselinfabriken sind im sächsischen Voigtlande, in den Grafschaften Reus und im Bayreuthischen.

vor. Er hatte schon Abschied von uns genommen, um in den Wagen zu steigen, der vor der Thür hielt. Da fiel ihm ein, daß ihn ein Obsthändler gebeten hatte, zwanzig Thaler mit sich zu nehmen, um sie in Wallerstätt, wo mein Freund wohnte an einen Mann auszuzahlen, dem er sie schuldig war. „Der Tausend!“ sprach unser lieber Fremder, als er noch einmal nachgesonnen hatte, ob auch alles zur Reise besorgt sey, da hab' ich die zwanzig Thaler vergessen, die ich mitnehmen sollte. Hm! das ärgert mich! Ich wollte dem Manne doch gern den Gefallen thun! — Liebe Luise, springe Du einmal zu ihm, und laß Dir das Geld geben! Aber hurtig! Hebe ein Bein zweimal auf!“ — Sie gieng, aber wer nicht wiederkam, das war Luise. Es vergieng eine halbe, es vergieng noch eine Viertelstunde, und sie war immer noch nicht da. Das Angstkind, und es waren doch nur wenig Schritte bis

zu Obsthändlers. Mein Freund wurde endlich verdrüßlich über den langen Verzug, und sagte: „o weh, nun komm' ich heute nicht nach Erlenbach, wo man mich doch gewiß erwartet.“ Das vermehrte unsern Unwillen auf das Mädchen. Ich war in großer Verlegenheit, denn war es meinem Freunde wohl zu verdenken, wenn er urtheilte, daß Luisens Fehler, den ich doch schon so oft getadelt hatte, von unserer allzugroßen Nachsicht herrühre? — Endlich fiel mir ein — und es lief mir dabei siedendheis über den Rücken — daß Luise das Geld wohl gar verlohren haben könne, und sich nun nicht nach Hause zu kommen getraue. Ich äußerte das heimlich gegen meine Frau, aber diese sagte: „vor dem Verlieren ist mir nicht bange. Verplaudern wird sie die Zeit. Was gilt's, ich finde sie, wenn ich sie suche.“

Meine Frau machte sich auf den Weg, um sie zu holen. In wenig Augenblicken

kam sie mit ihr und dem Gelde zurück. „Mein Gott, sprach ich, Luise, wo bleibst Du aber?“ — „Da läuft sie, antwortete meine Frau, auf der andern Straße einem Seiltänzer nach, der es vor den Häusern bekannt macht, daß er heute Nachmittage seine Künste zeigen wird.“ — „Ei, ei, Luise, rief unser Fremder, ich hätte Dir mehr Liebe zu mir zugetraut.“ Er nahm nicht in der besten Laune von ihr Abschied. Man kann leicht denken, daß sie nach seiner Abreise derbe Verweise von uns erhielt.

Einige Zeit darauf belauschte ich sie in einem Gespräch mit Emma, ihrer jüngern Schwester. Die Mädchen mochten einen kleinen Zwist mit einander gehabt haben. Ich hörte, daß Emma Luisen ihr langes Ausbleiben, wenn sie weggeschickt würde, vorrückte, und daß Luise sagte: ei, Dein Tadel demüthigt mich nicht. Wenn auch mein Betragen in diesem Stücke fehlerhaft

ist, was ist's denn nun, bei so mancherlei Tugenden, die man sich erworben hat, auch ein Fehlerchen an sich zu haben? — Hörst Du nicht, daß mich Vater und Mutter ihre gute Luise nennen? Hat der erstere nicht erst neulich gesagt, daß ich einst die Freude seines Alters seyn würde, wenn ich so gut zu seyn fortführe, als ich jetzt bin?

Emma. Das hat er auch zu mir gesagt. Aber wie können wir uns denn schon jetzt etwas darauf einbilden, da wir das noch nicht sind, was er in uns zu sehen hofft? Es gehört noch gar viel dazu, ehe wir so gut sind, wie unsere Eltern.

Emma's Worte gefielen mir überaus wohl. Ich trat jetzt ein, und verwies den Mädchen ihr Gezänk, verwies Emma besonders die häßliche Sitte, die sie von andern Kindern angenommen hatte, ihrer Schwester die begangnen Fehler vorzuwerfen, da sie doch, wie sie wohl wisse, selbst nicht in

allen Stücken so gut handelte, wie ich wünschte. „Und Du, fuhr ich fort, indem ich mich zu Luisen wendete, schwebst in einem gefährlichen Irrthume. So lange Du ihn hegst, bleiben meine schönen Erwartungen von Dir unerfüllt, Luise, und Du kannst nicht tugendhaft seyn.“

Sie erschrak so sehr über meinen Tadel, daß sie zitterte. Ich hatte ihr die Tugend abgesprochen, die sie doch wirklich achtete, und in welcher sie es schon so weit gebracht zu haben glaubte. „Wie? Fragte sie, nicht tugendhaft? Sie haben ja selbst gesagt, lieber Vater, daß Sie sich über meine guten Eigenschaften freuten. Kann denn ein einziger Fehler all das Gute, was ein Mensch an sich hat, verdunkeln und vergessen machen?

Ich. Nein, Luise. Ich würde sehr unbillig seyn, wenn ich Dir darum Deine Tugend absprechen wollte, weil Du einige-

male Fehler begiengst. Aber daß Du gar nicht auf diese Fehler achtest, daß Du glaubst, sie schaden Deiner Tugend nichts, das ist ein Irrthum, der mich für Dich zittern macht, weil er der Keim der größten Vergehungen werden kann.

Sie. Fürchten Sie nichts, Vater! — Aber worin läge denn das Gefährliche?

Ich. Siehst Du nicht, daß Du diesen Fehler unzählige Male wieder begehen wirst, eben weil Du ihn für so unwichtig hältst? Ueberdies wird auch der, welcher nachsichtig gegen den einen seiner Fehler ist, geneigt, nachsichtig gegen sich zu werden, wenn er in andern Fällen von der Tugend abweicht, und so verlieren denn seine Sittlichkeit und sein wahrer Werth immer mehr. Deine Tugend, Luise, so erfreulich sie auch für mich war, hat zwei große Mängel. Sie ist nicht fest, und kann es nicht seyn, so lange Du das Böse und Unsittliche, es sey so groß

oder so klein wie es wolle, nicht von ganzer Seele hassest, so lange Du gegen Deine Fehler gleichgültig bist. Sie ist sodann auch nicht vollkommen, denn der wahrhaft gute Mensch flieht jeden Fehler und leistet seinen Pflichten in allen Stücken Gnüge. Du besitzest zwar Tugenden, aber Du hast bis jetzt noch nicht die Tugend besessen.

Luise schien sehr aufmerksam nachzudenken.

„Du solltest, fuhr ich fort, um so eifriger beflissen seyn, meine Tochter, diesen Fehler abzulegen, da er ein Lieblingsfehler bei Dir geworden ist.“

Sie. Pfui, glauben Sie nicht, bester Vater, daß ich einen Fehler lieben werde.

Ich. Das mein' ich auch nicht. Lieblingsfehler eines Menschen sind solche, zu welchen er entweder von Natur, oder aus Gewohnheit den stärksten Hang hat. So zeigt derjenige, der einen dicken, schwerfälli-

gen Körper hat, einen natürlichen Hang zur Unthätigkeit, weil es ihm sauer wird, wenn er sich bewegen soll; der Kränkliche hingegen ist von Natur zum Eigensinne und zum Jähzorne aufgelegt, und so begeht meine Luise den Fehler des langen Wegbleibens, wenn sie schnell zurückkommen sollte, und sie findet ihn selbst nicht einmal mehr strafbar, weil er ihr durch das öftere Begehen zur Gewohnheit geworden ist. Gleichwohl sind es eben diese Lieblingsfehler, gegen welche man am meisten auf seiner Hut sein muß, grade weil sie uns so leicht entschlüpfen, weil sie uns zur Natur geworden sind. Derjenige, welcher nicht alle Vorsicht anwendet, sie zu vermeiden, der hat es unterlassen, das wichtigste Hinderniß seiner Tugend aus den Wege zu räumen, und seine Selbstvervollkommnung in der letztern kann ihm nicht sonderlich am Herzen gelegen haben.

Ich glaubte, daß diese Vorstellungen

nicht ohne Wirkung auf das Gemüth meiner Tochter bleiben würden, und wirklich vergiengen auch mehrere Jahre, ohne daß neue Erinnerungen nothwendig gewesen wären. Meine Freude über diese glückliche Veränderung war groß, aber sie beruhte auf einem Irrthume. Meine Luise hörte auf zu fehlen, nicht weil sie ihren Fehler bekannt und bereut, sondern weil sie keine Gelegenheit gehabt hatte, ihn wieder begehen zu können. Ihre jüngern Geschwister waren herangewachsen, und wurden daher von der Mutter jetzt zu den Verrichtungen gebraucht, zu welchen sie als Kind gebraucht worden war.

Eine traurige Begebenheit zeigte mir, daß Luise noch immer die vorige war. Ich hatte meine sechs und siebzigjährige Mutter zu mir genommen, damit sie die letzten Augenblicke ihres Lebens ohne Sorge und Beschwerde hinbringen, und den Tod in unsrer Mitte erwarten sollte. Sie besuchte biswei-

len ihre viel jüngere Schwester, die am andern Ende der Stadt wohnte, und an einen Kaufmann verheurathet war. Wir sahen das nicht gern, denn die Füße der guten Mutter hatten durch das Alter ihre Kräfte so sehr verlohren, daß wir jedesmal in Furcht waren, sie möchte zu Schaden kommen. Es wäre indeß unrecht gewesen, ihr unsrer Besorgnisse wegen ein Vergnügen zu versagen, das sie so glücklich machte, und meine jetzt sechszehnjährige Luise erhielt den Auftrag, allemal die Grosmutter zur Grostante zu begleiten, und sie des Abends wieder von da abzuholen.

Einstens an einem Winterabend hatten wir sie auch abgeschickt, um die Grosmutter nach Hause zu begleiten. In einer halben Stunde konnten beide da seyn. Sie war längst verflossen, und noch sahen wir sie nicht. Indeß war uns das lieb, denn da es

draußen geglatteißt hatte: so glaubten wir, daß Luise einen Umweg gemacht habe, um das Eis zu vermeiden, das für die alte, schwache Mutter gefährlich seyn konnte. Da aber schon ein großer Theil der zweiten Stunde verflossen war: so wurde uns bange. Endlich — man denke sich unser Schrecken! — brachten einige Männer meine Mutter auf den Armen getragen. Sie hatte, weil niemand gekommen war, sie abzuholen, geglaubt, wir hätten sie vergessen, und nun hatte sich die arme Frau allein auf den Weg gemacht. Die Dunkelheit hatte sie gehindert, mit Vorsicht aufzutreten, und so war sie denn auf dem glatten Eise, das die Straßen bedeckte, ausgeglitten. Einige Vorübergehende hatten sie ohne Besinnung liegen sehen, und sie voll Erbarmen nach Hause getragen. Ich lies gleich einen Arzt rufen. Sowohl das eine Bein, als der Kopf, war verletzt; was aber bedenklicher war, als

beides, war ein heftiges Fieber, das sie sich durch den Schrecken zugezogen hatte.

Wir hatten sie kaum auf ein Bett gebracht, als Luise ängstlich und verlegen hereintrat. „Ist die Grosmutter da?“ fragte sie zitternd. Ich führte sie an's Bett meiner Mutter, und rief: „da sieh, Ungehorsame! ihr Tod wird Dein Werk seyn.“ Sie rang die Hände, warf einen Jammerblick gen Himmel, und eilte mit Angstgeschrei davon. Bald darauf kam sie wieder, setzte sich in einen Winkel, weinte, gieng furchtsam an das Krankenlager und weinte wieder. Sie trieb das den ganzen Abend so fort, und ich mußte es zweimal erinnern, daß es Zeit zum Schlafengehen sey. Sie gieng zwar, aber ich konnte sie die ganze Nacht hindurch schluchzen und seufzen hören.

Weder ich, noch meine Frau hatten ihr seit dem ersten, freilich etwas harten Empfang einige Vorwürfe gemacht, denn wir

wußten, daß dieses ihr Herz thun würde. Sie hatte es, weil wir uns nichts mit ihr zu schaffen machten, ihrer Schwester geklagt, daß sie Werners Lottchen eben da sie im Begriff gewesen sey, die Grosmutter abzuholen, zu sich hinaufgerufen, und sie mit der Erzählung einer Spazierfahrt, an der sie am vorigen Tage Theil genommen, so lange aufgehalten habe, daß die Grosmutter nicht mehr bei der Grostante zugegen gewesen sey.

Am folgenden Tage war die Krankheit meiner Mutter noch bedenklicher, ob sie gleich ihren Verstand besser brauchen konnte. Sie verlangte einen Prediger, der sie im Tode trösten und ihr Muth zusprechen sollte. Ich holte denselben augenblicklich. Lange unterhielt sich derselbe mir ihr, und während dieser Unterredung weinte Luise laut, und gieng händeringend im Zimmer auf und nieder. Als der Prediger endlich mit der Kranken fertig war, sprach er zu mir: „Ihre

Luise muß die Grosmutter auf's innigste lieben. So lange ich hier bin, sind ihre Augen noch nicht trocken geworden."

Ich. Ihr Gewissen ängstigt sie, denn sie ist die Urheberin des Zustandes, in welchem Sie meine Mutter erblicken. — Ich erzählte ihm den ganzen Vorfall.

„Das lange Ausbleiben mancher Kinder, erwiederte er, die von ihren Eltern weggeschickt werden, ist eine große Untugend. Oft wartet man auf das, was sie bringen sollen, mit der größten Ungeduld, ja, man braucht es vielleicht nur in der Eile, und wenn man es dann endlich nach langem Warten erhält: so kömmt es zu spät. Und wenn das auch nicht wäre: so ist es unbillig von den Kindern, zu verlangen, daß sich die Eltern, denen sie doch so viel schuldig sind, nach ihnen richten sollen. Es verräth Undank, es verräth Mangel an Achtung und Liebe. Ein gutes Kind wird lieber suchen

den Wünschen seiner Eltern zuvorzukommen, als die Erfüllung derselben zu verzögern, denn es weiß, daß es sich dadurch ihrer Liebe würdig macht. Ein Kind hingegen, das mehr Gewicht auf die Besorgung seiner Tändeleien, als auf die Vollziehung der Aufträge seiner Eltern legt, reizt die letztern natürlich zum Zorn, und macht, daß sie ihm, weil sie nothwendig ein Mißtrauen in seine Sorgfalt setzen, nichts von Wichtigkeit mehr anvertrauen.

Luise. Ach, ich wußte, daß ich in diesem Stücke fehlte, und mein Vater hat mich oft gewarnt. Aber ich folgte seinem Rathe nicht, weil ich meinen Fehler für unbedeutend hielt.

Der Prediger. Unbedeutend? — Ich bitte Sie, Luise, sind die Folgen, die ich Ihnen da angegeben habe, unbedeutend? — Nein ich habe eine zu vortheilhafte Meinung von Ihnen, als daß ich glauben sollte,

Sie könnten den Verlust der elterlichen Liebe, und das Bewußtseyn, Ihren größten Wohlthätern mit Wissen Kummer verursacht zu haben, für etwas geringfügiges halten. In der Sittenlehre giebt es nichts unbedeutendes. Zwar fallen allerdings einige Fehler mehr in die Augen, als andere, und ein Dieb wird von der ganzen Stadt verachtet, während um den Ungehorsam eines Kindes nur seine Eltern wissen. Aber der ächte Verehrer der Tugend macht keinen Unterschied, denn er weiß, daß selbst der kleinste Fehler unselige Folgen nach sich zieht, und ihn in der Tugend zurücksetzt. Doch was brauch' ich das noch länger in's Licht zu setzen? Haben Sie nicht das Beispiel an sich selbst? — Sagen Sie mir, Luise, was würden Sie thun, wenn Ihre Grosmutter jetzt stürbe?

Luise. Ach, ich glaube, ich würde vor Gram ihr bald nachfolgen.

Der Prediger. Da sehen Sie! Der Fehler, den Sie sich zu Schulden kommen ließen, war freilich nicht von der gröbsten Art, aber durch ihn kann leicht der Tod einer alten Mutter beschleunigt, Ihre Gewissensruhe gestört, durch Harm Ihre Lebenskraft geschwächt, und eine bis jetzt so glückliche Familie in den größten Kummer versetzt werden.

Jetzt sank meine Tochter an mein Herz, und verbarg ihr Gesicht an dasselbe. „O mein Vater, rief sie, von Schluchzen unterbrochen, was hab' ich gethan! — Ich bin ein ungehorsames, strafbares Kind!“ Ihr Zustand jammerte mich. „Ruhig, meine Tochter, rief ich, Reue versöhnt!“ „Ach, aber die Grosmutter!“ fuhr sie fort. — „Hoffnung, Luise, erwiederte ich, Gott ist in Schwachen mächtig.“ „Ach, versetzte sie mit einem Blicke, aus welchem Heiter-

keit funkelte, ich will fleißig beten. Gott ist gütig und allmächtig.“

Und ihr fleißiges Gebet wurde erhört. Die Grosmutter genaß für diesmal wieder, und jeden Morgen fanden wir sie wohler. Als sie sich zum erstenmale wieder außer dem Bette befand, und mit den Kindern scherzte, da hüpfte Luise wie ein Lämmchen, das seine langgesuchte Mutter gefunden hat, bald in meine, bald in der Mutter Arme, und rief, indem sie uns küßte: „Gott sey Dank! wir haben unsre gute Grosmutter wieder, und ich bin weiser und besser geworden! Nie will ich mich wieder zu meinem vorigen Fehler verleiten lassen!“

Sie hat treulich Wort gehalten, und wird nun ganz gewiß die Freude meines Alters werden.

2.

Tugend ist dem bloßen guten Herzen bei weitem vorzuziehen. Sie beruht auf Grundsätzen, und entsteht aus der Besiegung der sinnlichen Neigungen.

Vor mehr als hundert Jahren lebte in der Stadt Mesurate *) Ali Hassan, ein Muselmann, welchem seine Zeitgenossen den ehrenvollen Beinamen des Weisen beigelegt hatten. Ob er ihn verdiente? Diese Frage wird leicht beantwortet werden können, wenn man weiß, daß er dem Staate schon mehrere große Dienste erwiesen hatte, ohne eine einzige Belohnung dafür anzunehmen, daß er jedem, der ihn darum bat, mit Rath und Hülfe erfreute, daß er zwischen denen, welche Uneinigkeit getrennt hatte, durch sein

*) Eine wichtige Handelsstadt im Gebiete der Republik Tripoli auf der Nordküste von Afrika, am mittländischen Meere.

Zureden der Vermittler und Friedensstifter wurde, daß er selbst bei großen Schätzen äußerst mäßig lebte, daß er nie einen Feind unter seinen Landsleuten gehabt hatte, daß er endlich Fremde unentgeldlich bei sich bewirthete, und sie, um ihnen Unannehmlichkeiten zu ersparen, mit den Sitten und Bräuchen des Landes bekannt machte.

Rachid und Jussuf waren seine Söhne. In dem erstern erkannte man den Vater völlig wieder. Er war von sanfter Gemüthsart, gefällig und dienstfertig, ohne auf Vortheile dabei zu sehen, aufrichtig oft bis zur Unvorsichtigkeit, und so weichherzig, daß er, wenn er einen andern den geringsten Schmerz leiden sah, sogleich in Thränen ausbrach, und, wenn er einen Bettler gewahr wurde, schon von fern, noch ehe dieser Zeit hatte, ihn um ein Almosen anzusprechen, in die Tasche griff, um das größte Stück Geld herauszusuchen, das er ihm so-

dann, damit er von seinem Elende nicht noch mehr erschüttert würde, mit abgewandtem Gesicht reichte. Jussuf hatte zwar auch manches Gute an sich; er war wachsam, mäßig, arbeitsam, pünktlich und erfüllte jede seiner Zusagen auf's gewissenhafteste. Aber in Rücksicht auf Wohlthätigkeit und auf das Gefühl für fremden Schmerz war er ganz das Gegentheil von seinem Bruder. Er konnte seinen Sklaven, oft um sehr geringer Vergehungen willen, mit eigner Hand die Bastonnade *) geben, konnte andre in dem größten Elende sehen, ohne nur im geringsten dadurch gerührt zu werden. Armen etwas von seinem Ueberflusse mitzutheilen, das ließ ihm sein unersättlicher Geiz nicht zu,

*) Bastonnade ist eine bei den Muhammedanern gewöhnliche Strafe, die darin besteht, daß der Verbrecher eine gewisse Anzahl — oft einige hundert Hiebe auf die Fußsohlen erhält.

und wenn es einer wagte, ihn um eine Gabe anzusprechen: so wieß er ihn mit harten Worten zurück. Die Armen kannten ihn aber auch so wohl, daß keiner sein Haus betrat, und daß sie ihm schon von fern auswichen, indem sie seufzend zu einander sagten: „Da kömmt der rauhe Mann *)!“

*) In den despotischen Staaten von Nordafrika sorgen die Beherrscher, die gewöhnlich die rohesten Menschen sind, und aus dem niedrigsten Stande zu ihrer Herrscherwürde gelangten, nur für ihren Vortheil. Sie erpressen von den armen Unterthanen ungeheure Abgaben, bekümmern sich aber nicht darum, wovon diese leben mögen. Die Reichen hüten sich Manufakturen anzulegen, denn sie würden dadurch ihren Reichthum zeigen, und das ist oft Grund genug für ihre raubsüchtigen Beherrscher, sie hinrichten zu lassen. Dem Armen bleibt also gewöhnlich nichts übrig, als zu betteln. Auch ist die Menge der Bettler in jenen Staaten unglaublich groß.

Der Vater schüttelte über Jussufs Aufführung den Kopf, und machte ihm über diese Hartherzigkeit häufige Vorstellungen. So lange dieser ihn hörte, fühlte er sich gedrungen, ihm Recht zu geben, so bald er aber von ihm gieng, und es bedachte, wieviel er einbüßen würde, wenn er die Thorheit seines Bruders — so nannte er Rachids Wohlthätigkeit — nachahmen wollte: so kehrte sein alter Hang zum Geiz zurück, und die weisen Lehren seines Vaters waren vergessen.

Es ereignete sich endlich ein Vorfall, welcher dem Vater zeigte, daß beide Söhne sich nicht ganz so betrugen, wie er wünschte. Einer ihrer Verwandten starb, und da er keine Kinder hinterließ: so vermachte er sein Vermögen den beiden Söhnen Hassans. Die große Freude, welche Jussuf hierüber hatte, wurde indessen gar sehr vermindert, als es sich bei näherer Untersuchung fand,

daß der Verstorbene, der für wohlhabend gehalten worden war, eine so große Menge Schulden hinterlassen hatte, daß nach Tilgung derselben von seiner Habe nicht mehr als funfzig Piaster *) übrig blieben, in welche sich die beiden Brüder zu theilen hatten.

Rachid hatte dieselben eben geholt, und trug sie in einem Beutel nach Hause, als ihn ein junger Mensch mit Thränen im Auge, und in wenig mehr, als in Lumpen gehüllt, anredete. „Erbarme Dich meiner, sprach er, und lindre mein Elend. Ich habe einen alten Vater, der schon seit zwei Jahren die Gicht hat. Wir sind vier Geschwister, aber alle außer mir sind noch un-

*) Ein Türkischer Piaster gilt eigentlich nach sächsischem Gelde 17 Gr. Hier ist aber von spanischen Piastern die Rede, die an der Nordküste von Afrika stark im Umlaufe sind, und wovon einer 1 Rthlr. 9 Gr. gilt.

erzogen, und daher kömmt es, daß wir ohne Brod, ohne Kleider, ohne Geld sind. O erbarme Dich meiner, und stille durch eine kleine Gabe nur für diesen Abend unsern Hunger!“ Rachid wurde durch diese Worte tief gerührt. Er beschloß, sich von der Wahrheit seiner Aussage zu überzeugen, und gieng mit ihm in seine Wohnung. Der Jüngling hatte eher zu wenig, als zuviel gesagt. Es fand sich, daß sein Vater wirklich in dem schrecklichen Zustande zwischen Leben und Tod schwebte. Zwei Knaben und ein Mädchen, aus deren bleichen, hohlen Wangen der Hunger hervorblickte, saßen halbnackt an seiner Seite, und alles verrieth das tiefste Elend.

Länger konnte sich Rachid nicht halten. „Wir sind reich genug, sprach er von Mitleid hingerissen. Was helfen uns die paar Piaster?“ Er reicht dem Jüngling den Beutel dar, und ruft: „hier! stillet euren

Hunger!“ Alle staunen über die Menge des Geldes, über Rachids Freigebigkeit, und bringen ihm ihren Dank dar. „So viel? ruft einer von den Knaben. O lieber Bruder, halte es diesmal ja besser zu Rathe!“

„Ist er, fragte Rachid, sonst nicht sparsam mit dem Gelde gewesen?“

„Er weiß nicht, was er will!“ antwortete der Aelteste, indem er einen Blick voll Unwillen auf den Bruder warf, der durch seine Bitte in dem gütigen Wohlthäter einen übeln Verdacht gegen seine Sparsamkeit erregt hatte.

Als Rachid nach Hause kam, gieng ihm Jussuf mit ausgestreckter Hand entgegen, um sein Antheil von dem geerbten Gelde in Empfang zu nehmen. Jetzt erst bedachte er, wie wenig dieser mit seiner Wohlthätigkeit zufrieden sein würde. Ihn auf einmal davon zu unterrichten, würde Unvorsichtig-

keit gewesen seyn, weil er seinen Zorn dadurch im höchsten Grade erregt haben würde. Er beschloß also vorher sein Herz zu rühren, und dann erst mit der Erzählung des Vorfalls herauszurücken.

„Unsere Erbschaft, sprach er, ist sehr gering, Bruder!“

Jussuf. Das weiß ich. Aber nur her! das Vermögen wächst doch etwas.

Rachid. Sie lohnt kaum die Mühe, die wir damit gehabt haben.

Jussuf. I nun, wenig ist immer besser, als nichts. Das Vermögen wächst doch etwas.

Rachid. Wir sind so reich, daß wir die paar Piaster ganz entbehren können.

Jussuf. Pfui, schäme Dich, von einer so wichtigen Sache, wie das Geld ist, mit solcher Geringschätzung zu reden! Wenn wirst Du doch einmal zu Verstande kommen, Rachid? — Fünf und zwanzig Piaster mehr

sind mir doch bei'm Propheten *) lieber, als fünf und zwanzig Piaster weniger. Das Vermögen wächst doch etwas.

Rachid. Einem Armen würde weit mehr damit gedient seyn als uns. Die nehmliche Summe, die wir für eine Kleinigkeit halten, würde ihn in eine Art von Ueberfluß versetzen. — Was meinst Du, wenn ich nun die funfzig Piaster einem armen, nothleidenden Menschen geschenkt hätte?

Jussuf. (erschrocken) Du müßtest von Sinnen seyn. — Doch wie Du einen auch erschrecken kannst! — Gieb nur her, und ängstige mich nicht länger!

Jetzt erzählte ihm Rachid alles, was er gehört, was er gesehn, was er gethan hatte, auf eine so rührende Weise, daß ein weni-

*) Die Muhammedaner schwören bei dem Muhammed, dem Stifter ihrer Religion, den sie den großen Propheten nennen.

ger gefühlloser Mensch, als sein Bruder, in Thränen zerflossen seyn würde. Eine ganz andere Wirkung hatte seine Erzählung auf diesen. Er gerieth in die heftigste Wuth, er brüllte, er tobte im Zimmer herum, er schalt seinen Bruder einen unverschämten Verschwender, einen Dieb, der ihn um das seinige gebracht habe. Rachid fühlte sich hierdurch so gekränkt, daß er unwillig ausrief: „wenn Du mit dieser Anwendung Deines Geldes nicht zufrieden bist: so geh' hin, und laß es Dir wiedergeben. Die arme Familie soll aber wenigstens das meinige behalten, es wird sie immer noch einige Tage vor dem Hunger schützen.“

Jussuf ließ sich dies nicht zweimal sagen. Sein Bruder mußte ihm die Gegend beschreiben, in welcher der unglückliche Alte wohnte, und er gieng unverzüglich zu demselben hin. Er war kaum fort, als der weise Ali Hassan, welcher den Lärm gehört hatte, eintrat, und

sich von seinem Sohn die Begebenheit erzählen ließ. Dieser war kaum damit zu Ende, als Jussuf auf's neue wüthend in das Zimmer stürzte, und grimmige Blicke auf seinen Bruder warf.

„Hast Du Dein Geld nicht wieder bekommen, mein Sohn?“ fragte ihn Hassan.

Jussuf. Ei, da ist wol auch an's Wiederbekommen zu denken! Verthan hat es das Bettelgesindel schon! Da ist kein Heller mehr davon übrig!

Rachid. Verthan? — Unmöglich!

Jussuf. Freilich wirst Du sie vertheidigen, denn ein Verschwender muß sich des andern annehmen. — Ich wollte den Verlust vergessen, wenn nur noch ein Nutzen damit gestiftet worden wäre. Aber was hat der junge Taugenichts, dem Du das Geld gegeben hast, damit gemacht? — Er ist zu

einem Marabut *) gegangen, und hat sich für die Hälfte des Geldes von diesem Betrüger einen jener Zettel gekauft, die, wenn man sie bei sich trägt, gegen alles Unglück schützen sollen **). Von da hat er sich, weil er geglaubt hat, daß ihm das Glück

*) Marabuts heißen bei den Muhammedanern in Afrika die Priester, gewöhnlicher aber noch solche Menschen, die im Rufe einer besondern Frömmigkeit und eines vertrauten Umganges mit der Gottheit stehen. Sie sind die Heiligen der Muhammedaner, und das Volk, das sie oft auf die schändlichste Weise betrügen, hegt gegen sie die größte Ehrfurcht, und verehrt sie noch im Grabe. Gewöhnlich halten sich diese Menschen, deren Aeußeres schmutzig und ekelhaft ist, auf Todenäckern auf, wohin ihnen ihre Verehrer Speisen im Ueberfluß bringen.

**) Man nennt diese von den Marabuts verkauften Zettel Amulette, und sie sind eine ihrer einträglichsten Betrügereien.

nun nicht fehlen könne, zu einigen andern lüderlichen jungen Leuten begeben, und diese haben ihm die andere Hälfte bis auf wenig Ueberreste im Spiele abgenommen.

Jussuf brach auf's neue in Schimpfworte und Verwünschungen aus. Sein Vater gebot ihm endlich Ruhe und sprach: „Ihr habt in dieser Sache beide Unrecht, meine Söhne. Dich, Jussuf, verleitet Deine abscheuliche Habsucht zur Unmenschlichkeit, zur Härte gegen Deinen Bruder. Elender, verachtungswürdiger Mensch, Dein Herz hat nie die hohe Freude wohlzuthun empfunden, Du hast kein Gefühl für fremde Noth, Du bist nicht werth in der menschlichen Gesellschaft zu leben, denn Du bist wenig mehr, als ein harter Stein, der durch nichts gerührt werden kann. O wahrlich, ich schäme mich, der Vater eines solchen Sohns zu seyn, von welchem die Menschen nicht den geringsten Gewinn haben

werden, der nur an einem todten Metall hängt, und sich nicht durch edle Thaten, sondern durch Reichthum auszeichnen will. Ich will Dir Deinen Verlust aus meiner eignen Börse ersetzen, damit Dein Bruder Deinen Mißhandlungen nicht länger ausgesetzt ist."

Jussuf war so beschämt, daß er ohne ein Wort zu sagen, das Zimmer verließ.

„Und Du, Rachid, fuhr er fort, indem er sich an seinen zweiten Sohn wendete, hast bei weitem nicht so gehandelt, daß Du ganz frei von Vorwürfen bleiben könntest. Du warst wohlthätig, aber Deine Wohlthätigkeit ist keine Tugend. Du hast das Eigenthum eines andern, ohne ihn zu befragen, ohne seine Einwilligung weggegeben, und das ist ungerecht. Man muß nie die Rechte eines andern verletzen, sonst wird die schönste Handlung ein Fehler, die rühmlichste Aeusserung wohlwollender Gesinnungen ein Raub,

ein Verbrechen gegen den Nebenmenschen. Ueberdies — was hast Du mit Deiner Wohlthätigkeit ausgerichtet? Nichts, als daß in dem jungen Menschen der Hang zum Aberglauben und zum Spiel noch mehr bestärkt worden ist. Die Worte seines jüngern Bruders: „halte das Geld diesmal besser zu Rathe!“ hätten Dich aufmerksam machen, Du hättest Deine Wohlthat dem alten Manne, nicht dem verschwenderischen Sohne geben sollen, wenn Du wolltest, daß der Familie geholfen seyn sollte.“

Rachid. Ach, wie sehr bereue ich jetzt, daß ich es nicht gethan habe! Aber ich überlegte gar nicht, mein gerührtes Herz riß mich hin.

Der Vater. Laß Dir das zur Warnung dienen! Du handeltest gut aus Neigung zum Guten, und eine jede Neigung verleitet uns, eben weil wir uns leidend dabei verhalten, und gleichsam von ihr fort=

gezogen werden, zu Fehltritten. Nicht nach den Regungen des Gemüths, sondern nach den Vorschriften der Vernunft soll der Mensch handeln, und das Gute entsteht einzig und allein aus der Befolgung der Letztern. Du hast ein gutes Herz gezeigt — denn so nennen wir die angebornen Neigungen zum Guten, die ein Mensch besitzt — aber Deine Handlung ist, selbst wenn sie keines andern Recht verletzt, und bessere Folgen nach sich gezogen hätte, nicht Tugend zu nennen.

Diese letzten Worte verstand Rachid nicht recht, und soviel er auch darüber nachdenken mochte: so blieben sie ihm doch dunkel. In der Folge aber ereignete sich ein Vorfall, der sie ihm einleuchtend genug machte.

Es vergieng eine geraume Zeit, ehe Jussuf sich wieder mit seinem Bruder aussöhnte. Nachdem endlich beide die vorherigen Beleidigungen vergessen, und sich auf's

neue Liebe geschworen hatten: so begaben sie sich nach Tripoli, der Hauptstadt ihres Vaterlandes, um hier ihr Glück zu machen. Rachid hatte sich von jeher bemüht, den Koran *) verstehen zu lernen, und er hatte es in der Erklärung dieses in vielen Stellen äußerst dunkeln, aber den Muhammedanern wichtigen Buchs so weit gebracht, daß ihn selbst der Dey **) sehr hoch achtete, und ihn zum Kadi ***) der Stadt Tripoli er=

*) Der Koran ist das von Muhammed selbst geschriebene Buch, welches nicht nur alle Religionslehren der Muhammedaner, sondern auch die allermeisten von den wenigen schriftlichen Gesetzen, nach denen sie entscheiden, enthält, so daß also ihre Rechtsgelehrten es eben sowohl studiren müssen, als ihre Priester.

**) So heißt der Beherrscher des Staats Tripoli.

***) d. i. Richter. Der Kadi ist in den Städten und Dörfern der Muhammedaner die höchste obrigkeitliche Person.

nannte. Juſſuf hingegen, dem mehr an Geld, als an Ehre gelegen war, geſellte ſich hier zu denen, welche Seeräuberei gegen die Chriſten *) trieben. Er rüſtete einen

*) Marocko, Algier, Tunis und Tripoli ſind an der Nordküſte von Afrika die Staaten, die Seeräuberei gegen die Chriſten treiben. Die im 15ten und 16ten Jahrhunderte aus Spanien vertriebnen Mauren, die ſich hierher flüchteten, brachten einen heftigen Haß gegen die Chriſten mit, die ſie freilich hart genug verfolgt hatten, plünderten ſeitdem ihre Handelsfahrzeuge, beſonders im mittländiſchen Meere, und machten die Mannſchaft zu Sklaven. Die Chriſten mußten es ſich ſelbſt zuſchreiben, daß dieſe Seeräubereien fortdauerten, denn es war ihr Grundſatz, mit den Muhammedanern, die ſie für die Feinde der Chriſtenheit hielten, einen immerwährenden Krieg zu führen. Jetzt haben die meiſten europäiſchen Völker Frieden mit den Seeräuberſtaaten, und nur wenn dieſer

Polaker *) aus, bemannte ihn mit den verwogensten Menschen, die er finden konnte, kreuzte im mittländischen Meere, enterte mehrere Schiffe **), welche christlichen Kaufleuten gehörten, und brachte ihre Ladung und ihre Mannschaft in Tripoli auf. Auf diese Weise geriethen durch ihn eine Menge Unglücklicher in eine traurige Sklaverei ***).

einmal unterbrochen wird, erneuern die letztern ihre Räubereien.

*) Polaker heißen die kleinen Schiffe, auf welchen die Seeräuber ihre Kapereien treiben.

**) Statt ein feindliches Schiff lange zu beschießen, entern es die Seeräuber, d. i. sie ziehen es mit eisernen Hacken an sich, springen an Bord desselben, und nöthigen seine Mannschaft mit dem Säbel in der Hand sich zu ergeben.

***) Es ist freilich für jeden hart, von diesen Barbaren seiner Freiheit beraubt zu seyn. Indeß ist der Zustand der Christensklaven

Es braucht nicht erst angemerkt zu werden, daß Jussuf durch diese Räubereien ein sehr reicher Mann geworden war. Je mehr sich indessen seine Schätze vermehrten, desto unersättlicher wurde seine Begierde darnach. Besonders befanden sich in seinem Hause immer eine große Anzahl Christensklaven, die so lange für ihn arbeiten mußten, bis sich ein Käufer fand, dem er sie überließ, oder bis die aus Europa zu ihrer Befreiung verschriebenen Summen angelangt waren. Man kann leicht denken, daß sie bei einem so habsüchtigen, kargen, und hartherzigen Gebieter eben keine gute Zeit hatten.

Unter diesen Unglücklichen hatte Motjes, ein Matros aus Hamburg, am wenigsten auf eine Verbesserung seines Schicksals zu

doch nicht so schrecklich, als man oft glaubt. Sie bekommen ziemlich gutes Essen, ihre Arbeit ist mäßig, und man gönnt ihnen nach derselben die nöthige Ruhe.

rechnen. Er war zu arm, um sich loszukaufen, und zu ungesund, um einen andern gütigern Herrn zu finden. Jussuf, der es einsah, daß er wenig Gewinn von ihm hatte, behandelte ihn mit einer beispiellosen Härte. Es vergieng kein Tag, an welchem der Arme nicht unter allerlei Vorwänden eine oder die andere von jenen körperlichen Züchtigungen erhielt, die bei den Muhammedanern so schmerzlich sind, und es war offenbar darauf abgesehen, ihn zu Tode zu martern. Auch war diese Absicht schon halb erreicht; Motjes sah seine Gesundheit immer schwächer werden, und seine Kräfte mit jedem Tage mehr dahin sinken.

Jussuf sitzt eines Tages in einem abgelegenen Theile seines weitläuftigen Gartens unter dem Schatten eines Dattelbaums und raucht behaglich seine Pfeife. Einer seiner Sklaven schleicht weinend vorüber, ohne ihn zu bemerken. Kein Zweifel, es ist Motjes.

Franke *), ruft Jussuf, was weinst Du?"

Motjes. Und wenn ich Dir es nun sage, ist mein Zustand darum nur im geringsten glücklicher?

Jussuf. Sklav, vergiß nicht, daß Du vor Deinem Gebieter stehst.

Motjes. Ein Mann, der den Tod

*) Franken werden die Christen von den Muhammedanern genennt. Uebrigens halten die Muselmänner nichts vom Spazierengehen. Sie begreifen es nicht, wie die Christen, ohne etwas zu verrichten zu haben, sich in der Stadt und vor den Thoren herumtreiben können, und sie halten sie für närrisch, wenn sie sie im Zimmer auf und abgehen sehen. Sie lieben Ruhe, sitzen daher den ganzen Tag, wenn sie nicht zu arbeiten brauchen, auf einem Polster, mit untergeschlagnen Beinen, und rauchen Taback. In warmen Ländern, wie Tripoli, pflegen sie sich gern auf diese Weise in dem kühlen Schatten eines Baums.

für die Befreiung von seinen Leiden zu halten gewohnt ist, verachtet Deine Drohungen. — Grausamer Mensch, macht Dir Dein Gewissen keine Vorwürfe, wenn Du hier in Deiner üppigen Ruhe Dein verflossenes Leben überschau'st? Hast Du noch niemals ernstlich an die Zahl der Unglücklichen gedacht, die Du gemacht hast, und die Du von Jahr zu Jahr vergrößerst?

Jussuf. Ich merke, Du stimmst das gewöhnliche Lied der Franken an. Freilich mag es euch schmerzen, daß ihr unsere Sklaven seyn müßt. Aber so muß es allen Verächtern des großen Propheten ergehen *).

Motjes. Barbar, diese Entschuldigung Deiner Gräuel ist zu sehr verbraucht, als daß sie gelten könnte. Wenn euer Prophet ein wahrer Weiser war: so konnte er

*) Die Muhammedaner halten die Christen für viel geringer, als sich, weil sie nicht an den großen Propheten glauben.

unmöglich wollen, daß ihr die heiligsten Bande der Menschheit zerreißen, daß ihr den Sohn von den bejahrten Eltern, den Gatten von der zärtlichen Gattinn, den Vater von den unerzognen Kindern trennen, daß ihr den Menschen eines seiner vorzüglichsten Güter berauben, und ihn durch die ausgedachtesten Qualen einem langsamen Tode zuführen solltet.

Jussuf. Die Christen haben uns beleidigt genug.

Motjes. Wenn einige grausam waren, sind es darum alle? — Habsüchtiger, gestehe es nur, um des Goldes willen, das durch Deine Räubereien zu gewinnen ist, begehst Du sie. Aber nicht immer wird Dein Gewissen in diesem Schlummer bleiben, in welchem es sich jetzt befindet. — Auch nach mir seufzt daheim ein verlaßnes Weib mit zwei verwaisten Kindern, und sie sind es, denen meine Thränen fließen. Ich

werde sterben und glücklich seyn. Aber sie werden Dich vor Gott anklagen, der mein und Dein Richter ist. Zittre, Tyrann, es giebt eine Ewigkeit, in welcher uns nach unsern Thaten gelohnt wird.

So freimüthig hatte noch kein Sklav mit Jussuf gesprochen. Der Ton, welchen Motjes auf jedes seiner Worte legte, die Wahrheit, die er darin erkennen mußte, hatten ihn mächtig erschüttert. Verwundert sah er ihm nach, als er sich mit einem edeln Trotze entfernte, und er konnte es nicht über sich bringen, ihm eine Drohung auf den Weg zu geben.

Motjes war eben im Begriff, in einen andern Gang des Gartens einzulenken, als er hinter sich ein Geräusch hörte. Er kehrt sich um, und sieht drei Muselmänner mit gezogenen Säbeln auf Jussuf, der sich nur schwach vertheidigt, eindringen. Sollte er demselben zu Hülfe eilen? Dazu waren seine

Kräfte zu schwach. Gleichwohl schien es ihm schändlich zu seyn, nichts zur Verhinderung eines Mords zu thun. Er fand bald einen Ausweg. Er rufte die Namen so vieler Christensklaven, als ihm in der Geschwindigkeit nur einfielen. In der That war keiner von denselben bei der Hand, und sie waren so weit entfernt, daß sie ihn nicht einmal hätten vernehmen können, wenn es auch sein Wille wirklich gewesen wäre, sie herbeizurufen. Inzwischen war doch diese List sehr heilsam. Die Mörder, welche glaubten, daß alle die in der Nähe wären, deren Namen sie nennen hörten, ergriffen die Flucht, und Jussuf kounte noch lebendig weggetragen werden.

Sein Zustand war sehr bedenklich. Er hatte einige tiefe Wunden in den Unterleib, nnd eine noch gefährlichere in die Brust erhalten. Nach langer Zeit endlich gelang es einem Europäischen Arzt, der sich in Tri=

poli niedergelassen hatte, ihn wiederherzustellen *). Das erste, was er nach seiner Wiedergenesung that, war, daß er Motjes zu sich kommen ließ.

„Wie kömmt es, Franke, sprach er zu ihm, daß Du mich aus den Händen der Mörder befreitest, da Du mich doch nur wenige Augenblicke vorher einen Barbaren, einen grausamen Wütherich gescholten hattest? Ich sollte meinen, Du hättest es gern sehen müssen, daß ein Mordanschlag gegen mich gefaßt wurde, da Du auf diese Weise den harten Gebieter, den Du in mir verabscheutest, los wurdest.“

„Du irrst, erwiederte Motjes. Ich sagte Dir, daß die Strafen Deiner Untha-

*) Wenn gleich die Christen von den Muhamedanern verachtet werden: so sind doch christliche Aerzte bei ihnen sehr geschätzt, und werden, wenn sie in ihrer Kunst glücklich sind, gut bezahlt.

ten nicht ausbleiben würden, aber diese können Dir nur Gott und die Obrigkeit bestimmen, welche Deine Richter sind. Jene drei Menschen, die Dich anfielen, waren nicht Deine Richter, sie waren schändliche Meuchelmörder, und ich wäre nicht besser gewesen, als sie, wenn ich sie ihr Bubenstück hätte ausführen lassen. Du warest mein Feind, Du warest ein Feind der Menschheit überhaupt, aber meine Religion legt mir die Pflicht auf, in dem größten Bösewicht doch noch immer den Menschen zu ehren, der wenigstens die herrlichsten Anlagen mit mir gemein hat, wenn auch der Gebrauch, den er davon macht, Tadel verdient. Sieh darum durfte ich Dich im Unglück nicht verlassen."

„Edler Mensch, versetzte Jussuf, indem er ihn umarmte, ich habe Dir viel zu verdanken. Du bist frei, und diese Summe, die ich hier für Dich abgezählt habe, wird

Dich in Deinem Vaterlande vor Mangel schützen.“

Daß Jussuf dem edlen Motjes seine Freiheit ertheilte, fiel niemand auf, denn er hätte nicht Mensch seyn müssen, wenn er gegen den Retter seines Lebens nicht die mindeste Dankbarkeit hätte fühlen wollen. Aber verwundert war ein jeder, als er acht Tage darauf seinen übrigen vierhundert Sklaven, da sie sich früh zur Arbeit versammelten, ankündigte, daß sie sammt und sonders frei wären, und als er jedem von ihnen das in Gelde zurück gab, was sie bei der Plünderung ihres Schiffs verlohren hatten *); verwundert war ein jeder, als er

*) Jussuf mußte also sehr reich seyn. Kein Wunder, denn in despotischen Staaten giebt es nur ungeheuer reiche Leute und Bettler, welche letztern die zahlreichsten sind. Die in Europa so häufigen und glücklichen Menschen, die weder in Ueberfluß noch in Dürf-

auch diejenigen, die er an andre als Sklaven überlassen hatte, loskaufte, und mit Geld unterstützt in ihr Vaterland zurückschickte; verwundert war endlich ein jeder, als er seinen Polacker zertrümmerte, die Seeräuberei aufgab, und eine Handlung errichtete, von deren Ertrag er von Stund' an lebte. Niemand konnte die Ursachen dieser plötzlichen Veränderung begreifen.

Es waren zehn Jahre verflossen, seitdem sich die beiden Brüder nach Tripoli gewendet hatten. Beide hatten während dieses langen Zeitraums ihren Vater, der noch immer zu Mesurate lebte, nicht gesehen. Der edle Greis, welcher, so lange Jussuf in Todesgefahr schwebte, den peinlichsten Besorgnissen Preis gegeben war, beschloß jetzt nach seiner Wiederherstellung, sich trotz seines hohen Alters den Unannehmlichkeiten

tigkeit leben, sondern nach gerade ihr Auskommen haben, sind dort selten.

einer beschwerlichen Reise zu unterziehen, und seine Söhne in Tripoli zu besuchen. Er ließ ihnen den Tag seiner Ankunft wissen, und sie, welche eine nicht minder starke Sehnsucht nach ihm hatten, ritten ihm eine Tagereise weit *) entgegen. In einem Karavanserai **) hielten sie an, und sie hatten

*) In den Ländern, wo man Karavanenweise reist, d. i., wo sich eine große Anzahl Menschen vereinigt, eine Reise gemeinschaftlich zurückzulegen, und einander gegen die Beschwerden derselben, besonders aber gegen die Anfälle der räuberischen Beduinenaraber Hülfe zu leisten, werden die Wege nach Tagereisen berechnet, von denen jede 4 bis 5 Meilen hält.

**) In den Muhammedanischen Ländern sind keine Gasthöfe. Fromme Muselmänner machen es sich also zur Pflicht, auf den Heerstraßen Gebäude anzulegen, in welchen der Reisende in der Nacht oder bei übler Witterung sein Unterkommen findet. Aber er fin-

hier noch nicht lange gewartet, als der Vater mit seinem Gefolge erschien.

Nachdem die ersten Ergüsse ihrer Freude vorüber waren: so setzte sich Hassan in ihre Mitte, ergriff ihre Hände, und sagte: Nun, meine guten Söhne, ich freue mich, daß ich Euch beide am Körper so gesund sehe. Ich will hoffen, daß die Gesundheit Eurer Seelen nicht geringer ist, besonders da die Gesundheit des Geistes von unsrer eignen geschickten Leitung abhängt, während die des Körpers oft dem Zufalle überlassen bleibt. Zehn Jahre sind ein langer, schöner Zeitraum; es hat manches Gute in demselben gedacht und ausgeführt, mancher Schritt zur sittlichen Vollkommenheit gethan werden können. Ihr wißt, daß ich ein Freund edler, schöner Thaten bin. Kommt,

det darin weder einen Gastwirth noch Nahrungsmittel, noch Geräth. Alle Bedürfnisse dieser Art muß er selbst mit sich bringen.

erzählt mir nur diejenigen aus Eurem bisherigen Leben, die Ihr für die tugendhaftesten haltet.

Rachid nahm das Wort zuerst. „Ich weiß es, sprach er, daß man sich des Guten nicht rühmen darf, und das ist auch gar nicht meine Absicht. Ich sehe in Dir, mein Vater, meinen Richter, und erzähle Dir, was ich that, blos um Dein unpartheiisches Urtheil darüber zu vernehmen. Wisse, ich freue mich vornehmlich über zwei meiner Handlungen. Die erste ist die Errichtung dieses Karavanserai, die blos mein Werk ist, und die ich unternahm, damit der müde Wanderer einen Ruheplatz in der dunkeln Nacht, einen Zufluchtsort bei Ungewittern darin finden möchte. Die zweite ist die Freigebung dreier Menschen, die man neulich als Diebe gefänglich eingezogen hatte. Das ganze Volk war gegen sie erbittert, und verlangte, daß sie unverzüglich hingerichtet

werden sollten, besonders weil sie schon einmal eingekerkert gewesen, und entsprungen wären. Nur ich als Kadi ließ mich von der allgemeinen Meinung nicht hinreissen, ob ich gleich wußte, daß ich mir die größten Mißhandlungen des Pöbels zuziehen würde. Mit meiner natürlichen Abneigung, Menschenblut zu vergießen, begab ich mich zu den Verbrechern. Ich fand sie in Thränen und ward gerührt. Geht, sprach ich, und seid diesmal noch frei! Und damit Ihr Euer schändliches Gewerbe nicht wieder treiben dürft: so sollen Euch einige von den unbebauten Ländereien angewiesen seyn, die im Süden der Stadt liegen. Macht sie urbar, und lebt als ehrliche Leute! Auf diese Weise denk' ich nicht nur drei Menschen vom Tode gerettet, sondern sie auch für den Staat nützlich gemacht zu haben."

Hassan. Wohlan, Rachid, Du hast mich zum Richter Deiner Handlungen ge-

macht, ich will also aufrichtig seyn. Du findest die zweite Deiner Handlungen schön; ich kann sie nicht einmal recht sprechen. Du bist wieder in Deinen alten Fehler gefallen, Du hast, indem Du wohlthätig seyn wolltest, die Rechte eines andern verletzt, nehmlich die Rechte des Staats, die doch so heilig sind. Du hast drei Bösewichter der Strafe des Gesetzes entzogen, die sie nicht Grausamkeit nennen konnten, weil sie sie vorher kannten, und weil sie dennoch nicht aufhörten, sich dieselbe durch ihr ruchloses Leben zuzuziehen. Du hast die Ruhe des Staats, die Sicherheit jedes einzelnen Einwohners in Gefahr gesetzt, denn es werden bald mehrere anfangen, das Gesetz zu verspotten, und Diebe und Mörder zu werden, weil sie wissen, daß es sie nur einige erkünstelte Thränen kostet, um den weichherzigen Kadi dahin zu bewegen, daß er sie ohne Strafe durchläßt. Uebrigens ist es wol

kaum zu erwarten, daß Menschen, die schon einmal die Strafe des Gesetzes über sich schweben sahen, und dennoch von ihrer Bosheit nicht abließen, die an ein herumschweifendes, müßiges, nur dem Laster gewidmetes Leben gewöhnt sind, die Mühe, Aecker urbar zu machen, über sich nehmen, und, wie Du irrig glaubst, dem Staate nützlich werden sollten. Mein Sohn, Deine Handlung ist ein offenbarer Fehler, zu welchem Dich Dein gutes Herz verleitet hat.

Rachid. Ich sehe das jetzt ein. Aber was urtheilst Du über meine Fürsorge für Reisende, für die ich dies Karavanserai errichtete?

Hassan. Diese Handlung ist allerdings besser. Aber auch sie ist nicht Tugend. Sie ist blos gutes Herz, bloße Gutmüthigkeit, und Du brauchtest nur der Neigung zur Wohlthätigkeit zu folgen, die die Natur Dir eingepflanzt hat. Merke wohl, sie

kömmt von der Natur, Du brauchtest sie Dir nicht erst zu geben; sie ist also nicht Dein Verdienst, nicht Tugend, die durch unsre eigne Thätigkeit gewonnen wird. Uebrigens behält doch auch das gute Herz einigen Werth, den ich nicht verkennen will. Dieser Händedruck von Deinem greisen Vater sei Dir der Beweis seiner Zufriedenheit. Allah *) segne Dich, mein Sohn!

Jetzt wendete sich der Vater an seinen zweiten Sohn. „Die Reihe zu erzählen ist an Dir, Jussuf!" sprach er.

Jussuf. O mein Vater, was soll ich Dir erzählen? — Verabscheue mich, wie ich mich selbst verabscheue! Mein Leben ist leer an edlen Handlungen.

Hassan. Leer? — O dann wehe Dir, Unglücklicher! — Nicht einer einzigen erinnerst Du Dich?

*) Allah heißt bei den Muhammedanern Gott.

Jussuf. Leider nicht einer, denn ich habe nur erst vor kurzer Zeit das Abscheuliche meiner bisherigen Lebensart einsehen lernen. Ich habe bis jetzt genug damit zu thun gehabt, das begangene Unrecht so viel als möglich vergessen zu machen. Ich habe die Unglücklichen, die ich um Freiheit und Güter gebracht hatte, in den vorigen Stand herzustellen gesucht, habe meinen großen Reichthum angewendet, ihre Thränen zu trocknen, und mit den geringen Ueberresten desselben habe ich den Grund zu einer andern Lebensart gelegt, die weniger gewinnvoll für mich, aber heilsamer für die Menschheit seyn wird.

Hassan. Das hast Du gethan?

Jussuf. Es hat mir große Mühe gekostet, mich von meinem Reichthum zu trennen, und meine unmäßige Begierde nach demselben zu bekämpfen, aber ich hab'

es gethan. Einer meiner ehemaligen Sklaven hat mir die Augen geöffnet.

Hassan. O dann Heil Dir, mein Sohn! Dein Verhalten ist wahre, ächte Tugend. Nur durch Mühe wird Tugend erworben, nur aus der muthigen, wenn gleich schweren Bekämpfung solcher Neigungen und Begierden, die ihr entgegen wirken, entsteht sie. Ich kannte Deine Begierde nach Golde. Sie war stark, sie riß Dich gewaltig hin, und ihre Gewalt muß dadurch, daß sie nie einigen Widerstand von Seiten Deiner Vernunft fand, unglaublich zugenommen haben. Ach es mußte schwer, sehr schwer seyn, eine so tief eingewurzelte Begierde auszurotten, und doch hast Du die Schwierigkeiten nicht gescheut. Wohl mir und Dir, daß es Dir gelungen ist, ein neues Leben anzufangen. Ein Kuß sei es, in welchem Dir Dein greiser Vater seinen Beifall giebt! Allah segne Dich siebenfältig, mein Sohn!

Es war Nacht während dieses Gesprächs geworden. Sie wollten sich eben zur Ruhe begeben, als vor dem Hause ein schreckliches Getümmel entstand. Einige ihrer Diener, die mit dem Geschrei Räuber! Räuber! hereinstürzten, zeigten ihnen die Gefahr an, in welcher sich die Kameele und das Gepäck Hassans befanden. Sie hören einige Schüsse fallen, und stürzen mit gezogenen Säbeln hinaus. Doch im Eingange eilt ihnen ein Mann entgegen, und ruft: Seid ganz ruhig! Die Gefahr ist vorüber. Die Räuber sind in unsrer Gewalt!“ Es wurden Fakkeln angezündet. Motjes trat vor ihnen.

„Mensch ohne Gleichen, redete ihn Jussuf an. Während ich glaubte, daß Du längst bei Deinem Weibe und Deinen Kindern weiltest, bist Du auf eine unbegreifliche Weise bei mir, und wirst zum zweitenmale mein Retter!“

Motjes. Mit Anbruch des Tages segelt das Schiff, mit welchem ich nach

Deutschland zurückgehen wollte, aus dem Hafen ab. Ich hatte schon alle Anstalten zur Abreise getroffen, als ich heute Gelegenheit fand, die drei Bösewichter, die Dich unlängst anfielen, zu belauschen. Sie sprachen von einer Reise, die Du mit Deinem Bruder heute unternommen hättest, von der Ankunft Deines Vaters, von den Schätzen, die er mitbringe, von Plünderung. Ich wußte genug, und dachte: „ob ich einige Wochen eher oder später zurückkomme, wenn es mir nur gelingt, Jussuf zu retten.“ Glücklicher Weise dachten noch einige Deiner ehemaligen Sklaven so wie ich, und nun setzten wir den Buben nach. Wir fanden sie eben im Begriff, Eure Kisten aufzubrechen. Es gelang uns, ihnen die Waffen zu entreissen, und sie zu fesseln. Jetzt komm und sieh' sie selbst!“

„O wie schön ist's, rief der alte Hassan, in dessen Auge eine Thräne funkelte, wenn man Glückliche gemacht hat! In ihrem

Danke hat man einen köstlichern Schatz, als alles Gold der Erde zu geben vermag!“

Sie giengen, die Diebe kennen zu lernen. Als sie Rachid erblickte, wich er erschrocken zurück, und rief: „Elende, also habt Ihr meine Erwartungen getäuscht? — Jetzt macht Euch auf die strengste Strafe, die das Gesetz bestimmt, gefaßt!“ Er wendete sich zu Hassan. „Mein Vater, sprach er, es sind dieselben Verbrecher, die ich neulich aus unzeitigem Mitleid frei gab. — O daß Du Recht haben mußt!“

„Lerne daraus, mein Sohn, daß ein gutes, weiches Herz zwar allerdings Werth hat, indem es uns zum Guten aufgelegter macht, als wir ohne dasselbe seyn würden, daß es aber durch Vernunft geleitet werden muß, wenn wir vor Fehltritten geschützt, und zur Tugend geführt werden sollen.“

Nachricht für den Käufer.

Wegen überhäufter Druckerei=Geschäfte war die völlige Beendigung dieses ersten Bandes Unmöglichkeit! — Wir theilten deswegen das Manuscript in zwei Lieferungen, wovon gegenwärtig die Erste — und zu Johannis längstens! — die Zweite erscheint.

Beide Lieferungen werden eben so wenig im Handel vereinzelt, als sie ihrer Natur nach getrennt werden können.

Der Buchbinder beliebe also einstweilen gegenwärtige erste Lieferung blos zu brochiren, wenn Er solche zum Binden erhält.

Leipziger Jubilatemesse.
1802.

Der Verleger.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Herrmann, Friedrich,

Moralische Kinderbibliothek oder die menschlichen Pflichten in Erzählungen für die erwachsene Jugend

Bd.: 1

Lübben 1802

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.440(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11301579-8